

Reichswort

Wochenschrift für nationale Unabhängigkeit und Deutschen Sozialismus

Mit den Beilagen: Religion und Leben / Geist und Zeit

Graf E. Reventlow

Der „Reichswort“ erscheint jeden Sonnabend. Zu beziehen durch die „Reichswort“-Verlagsgef. m. b. H., Berlin SW 11, Eurovabaus, Postfach 1000: Berlin 887 14, durch jede Postanstalt und jede Buchhandlung für RM 0,60 monatlich einschl. Postgebühr plus 6 Rpf. Vorkaufgeld. Ausland: Vierteljährlich RM 2,55.

Anzeigenpreise: Für die 12spaltige mm-Belle (22 mm breit) 10 Rpf., Stellenangebote, Familienanzeigen usw. ermäßigter Grundpreis. Nachst. II. Preisliste Nr. 3 vom 1. 9. 1935 — Anzeigenchluss: Montags 10 Uhr — Fernsprecher: A1 3462 2880

Inhalt: Türkische Meerengen und ihre Geschichte / Volk und Recht / Die Schweiz und der deutsche Friedensvorschlag / Erklärung der Studentenschaft der Hochschule für Lehrerbildung Bonn an die katholische Schulorganisation / „So reiz es aus!“ / Seltsame Pfingst-Gedanken / Geist und Zeit.

Vor zwanzig Jahren: Stagerraf

Der Papst und die deutsche Presse

Mit Beginn des Krieges 1914 ergab sich für die Seekriegführung die Alternative: Verteidigung oder Angriff. Eine Kommando-stelle für die Seekriegführung gab es damals nicht, und die Direktiven, ja auch wichtige Befehle wurden vom Kaiser ausgegeben. Um den Kaiser aber jagen der Kanzler Bethmann-Hollweg, Adjutanten, Vertreter des Staatssekretariats des Auswärtigen, andere Minister und einflussreiche Persönlichkeiten ohne amtliche Stellung. Sie waren sich so gut wie alle einig darüber, daß es ein Wahnsinn sei, offensiv gegen die großbritannische Flotte vorzugehen. Mit dieser Ansicht deckte sich die eines Teils des Seeoffizierkorps, ja es entsprach da einer man möchte beinahe sagen eingewurzelt Vorstellung, daß die entscheidende Schlacht, mit der man sicher rechnete, in der Nordsee, dem sogenannten „nassen Dreieck“ geschlagen werden müßte und geschlagen werden würde. In der Tat wäre das eine glänzende Kampfsituation für die deutsche Flotte gewesen: Ganz in der Nähe der heimischen Küsten und Häfen, beinahe „unter den Kanonen“ des starken Stützpunktes und Unterseebootshafens Helgoland. Noch im letzten Jahre vor dem Kriege wurden die taktischen Gefechtsbilder der Flotte auf der Grundlage dieses Gedankens durchgeführt.

Die englische Hochseeflotte würde, so war die beinahe allgemeine Annahme, unter allen Umständen offensiv gegen die deutsche Hochseeflotte und damit nach der Nordsee vorstoßen. Gründe? Die öffentliche Meinung würde die Admiraltät dazu zwingen, die englische Flotte selbst werde es als ihrer ruhmreichen Geschichte geradezu schuldig empfinden, sich, wahrscheinlich sofort mit Beginn des Krieges auf die so viel kleinere Flotte zu stürzen, mit Nelsonschem Ungestüm. Diesen Stoß mußte die deutsche Flotte in der ihrerseits vortheilhaftesten Stellung parieren und erwidern, und das war eben in der Helgoländer Bucht. Der Feind aber hatte nach deutscher Ansicht noch einen zwingenden Grund: Er konnte, bevor ein unbedingter Sieg über die deutsche Flotte erfochten war, nicht die deutschen Küsten blockieren, Deutschland nicht die Zufuhr abschneiden, ja nicht einmal eine den internationalen Regeln entsprechende korrekte Blockade einrichten und aufrecht erhalten.

So erwartete man in der ersten Zeit Tag und Nacht den englischen Angriff. Er kam aber nicht. Auch die erwartete Blockadelinie wurde nicht ausgelegt. Die englische Seekriegführung zog die sogenannte Fernblockade vor, welche von eini-

gen deutschen Admiralstabsoffizieren schon ein Jahrzehnt vorher als das wahrscheinlichste betrachtet worden war, wenn nicht die deutsche Flotte aus dem damaligen Zustand der Kleinheit und Schwäche herausgelangt wäre. Nicht die deutsche Bucht, sondern die Ausgänge der Nordsee: Vermelkanal und der Meeresarm zwischen den großbritannischen Inseln und Norwegen wurden gesperrt. Die englische Hochseeflotte dagegen hatte ihren Standort in der Bucht von Scapa Flow möglichst nächtlichen Vorstößen deutscher Torpedoboote entzogen.

Der deutsche Flottenführer jener ersten Periode des Krieges, Admiral Ingenohl, war aber dessen, was kommen werde, so sicher, daß er in einen Flottenbefehl hineinschrieb, man müsse warten und sich bereithalten, denn der Feind „m u ß uns kommen“. Zur großen Entscheidungsschlacht aber rückte der Feind nicht an, jedoch gelang es ihm am 28. August 1914, als die deutsche Hochseeflotte in der Fäde vor Anker lag, in die deutsche Bucht vorzustößen und mit überlegenen Kräften die dort liegenden schwachen deutschen Aufklärungskreuzer überraschend anzugreifen und diesem Verbände schwere Verluste beizubringen. Einige Monate später fand nahe der Dogger Bank in der Nordsee ein Gefecht zwischen zwei Verbänden großer Kreuzer statt, das dem deutschen Geschwader den Kreuzer „Blücher“ kostete. Kurz, es war eine Periode, die zwar keine großen Verluste brachte, aber immerhin recht empfindliche, und kaum Erfolge. Im Grundsatz war es deutscherseits „Verteidigung mit gelegentlichen Vorstößen“.

Von Beginn des Krieges an war die Ueberzeugung des Großadmirals von Tirpitz, eine Seekriegführung des Angriffs einzuleiten. Auf die Einwände, die besonders vom Kaiser und seinen Räten und einigen Admiralen gemacht wurden, erklärte Tirpitz, er sei verantwortlich für den Bau der Flotte, für die Kampfkraft der Schiffe, für die Taktik der Flotte, er bäte deshalb darum, die Flotte führen zu dürfen. Der Kaiser schlug es ihm ab, obgleich der Admiral wirklich der eigentliche Schöpfer, Erbauer und Ausbilder der Flotte gewesen war, also wohl ein Recht darauf hatte, sie zu führen.

Das sei ein mahnsinniger Gedanke des alten Mannes, hieß es in den Kreisen Bethmann-Hollwegs, denn er würde die Vernichtung der deutschen Flotte bedeuten, diese reiche qualitativ nicht annähernd an die englische heran. Wäre sie aber ver-

Auf der von der Tagespresse vor einigen Wochen erwähnten Ausstellung der katholischen Presse in der Vatikanstadt hielt der Papst Mitte Mai eine Rede. Die Ausstellung war in drei Sektionen gegliedert: die nationale Sektion, die missionarische und die der religiösen Orden; dreihundvierzig Staaten stellten in besonderen Ständen aus.

In seiner Eröffnungsrede sagte der Papst u. a.:

„Man hat uns zwei schmerzliche Abwesenheiten mitgeteilt, die uns in bestimmtem Sinne an zwei große Völker erinnern: das eine von ihnen hat mit einer Stimme voll Haß gegen Gott zerstört, und will bis auf den Rest zerstören: Alles, was die Religion betrifft und hauptsächlich die katholische Religion, ungeachtet der unbefiegbaren Treue zur Kirche und des bewundernswerten Heldentums, die jeden Tag dem Buch des Märtyrertums neue Kapitel hinzufügen. Das andere Volk ist uns besonders gut bekannt und teuer, weil gegen alle Gerechtigkeit und alle Wahrheit eine künstliche Verwirrung zwischen Religion und Politik man die Existenz einer katholischen Presse nicht will.“

In einem Falle wie dem anderen erweist man der katholischen Presse die Ehre, ihre Macht und Wirksamkeit zu fürchten, und man erweist der Wahrheit die höchste Ehre,

die darin besteht, die Opposition zu unterdrücken.

Unser schmerzlicher Gruß und unser Gedanken richtet sich an jedes der beiden Länder, an jedes der beiden großen Völker, an alle Söhne, die wir in ihnen haben.“

Dann wendete sich der Papst in schon veröffentlichten Wendungen gegen den Kommunismus; sie mögen hier in der Hauptsache der Vollständigkeit halber wiederholt sein:

Der Kommunismus bekämpfe mit dem Ziel der Vernichtung alles: die persönliche Würde, die Heiligkeit der Familie, die Ordnung und die Sicherheit des zivilisierten Zusammenlebens und hauptsächlich die Religion bis zur offenen und organisierten Verneinung Gottes und namentlich der Religion und der katholischen Kirche. „Diese Propaganda ist noch gefährlicher, wenn sie, wie sie nunmehr begonnen hat, eine scheinbar weniger gewaltsame und weniger ruchlose Haltung annimmt, um auch in solche Kreise einzudringen, die ihr weniger leicht zugänglich sind und dort zu erhalten — wie sie unglücklicherweise in Wirklichkeit erhält —, ungläubliche Nachsicht oder wenigstens eine Duldsamkeit, die einen unschätzbaren Wert für die schlechte Sache und verderbliche Folgen für die Sache des Guten hat.“

(Fortsetzung Hauptblatt Seite 2)

nichtet, so würde dem Feinde eine enge Blockade der deutschen Küsten ein leichtes sein, und Deutschland hätte keine Flotte mehr, die es bei den Friedensverhandlungen in die Waagschale werfen könne. Die Meinung des Kanzlers und des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes und nicht weniger einflussreicher Persönlichkeiten war, wie es Bethmann-Hollweg einmal offen ausdrückte: Es könne kein größeres Unglück geben, als eine für die deutsche Flotte siegreiche Seeschlacht, denn — dann würden die Engländer äußerst erbittert sein und den Krieg nicht frühzeitig beenden wollen. England dürfe man nicht reizend, denn es sei eine Bulldogge. — Diese Leute wollten und konnten nicht begreifen, daß Deutschland in einem tatsächlichen Kampf um sein Dasein sich befand, und daß eine halbe, durch allerhand politische Illusionen geschwächte Kriegführung nur zum Verderben führen konnte. Dem Kaiser wurde obendrein eingeschlüffert, nun habe er diese seine schöne Flotte endlich aufgebaut, und sie sei seine ganze Liebe, es

würde doch geradezu ein Verbrechen sein, sie jetzt einer desperaten Laune des alten Tirpitz zu opfern!

In der Stagerraf-Schlacht war die deutsche Flotte der englischen rund um die Hälfte unterlegen, hatte sich ihr gegenüber in ungünstigster taktischer Gefechtsposition erfolgreich behauptet und ihr viel größere und schwerere Verluste beigebracht, als sie selbst erlitten hatte.

Bis zum Sommer 1915 war die Unterlegenheit des besten Teils der deutschen Hochseeflotte gegenüber dem besten Teil der britischen Hochseeflotte ganz außer-

Lieber 2 Minuten
später zu Bett, als
einen Abend ohne
Chlorodont!

ordentlich gering. Danach wurde die britische Flotte durch fertiggestellte Neubauten wachsend vermehrt. Nach dem Verlauf der Skagerrak-Schlacht, so kann man heute einwandfrei schließen, ist sicher, daß eine während der ersten Kriegsperiode unter fähiger Führung geschlagene Seeschlacht einen vollständigen Sieg über die englische Flotte gebracht haben würde. Das ist keine Phantasterei. Die Skagerrak-Schlacht hat einwandfrei erwiesen, daß das Material der deutschen Schiffe, ihre Munition, ihre Schutzvorrichtungen denen der englischen weit überlegen gewesen sind. Bei dem 1914/15 nur sehr geringen quantitativen Uberschuß der englischen Flotte war also, die gleiche Leistung der Führung und Befehlungen vorausgesetzt, ein Sieg der deutschen Flotte außer Zweifel. Tüchtig konnte die materielle Überlegenheit des deutschen Seekriegsmaterials genau, war er doch der Schöpfer. Die Zivilstrategen in Berlin und im großen Hauptquartier jedoch mußtun ganz genau, daß in der englischen Flotte alles unvergleichlich viel besser sei als in der deutschen.

Der Nachfolger Admiral Ingenhols war Admiral Pohl, der ebenfalls jenes Prinzip einer verhältnismäßigen Passivität der deutschen Flotte vertrat. Der Angriffsgedanke, überhaupt überlegte auf Großes gerichtete Aktivität, zog erst mit Admiral Scheer und seinen beiden Hauptgehilfen, den Admiralen von Trott und von Ledeboer in die Flotte ein. Scheer war der Mann, der auch die größte Verantwortung nicht scheute, und wenn ihm der Augenblick gekommen schien, auch den Kaiser vor eine vollendete Tatsache gestellt haben würde. Sätte er von Beginn des Krieges an die Flotte geführt, so würde wohl manches anders verlaufen sein.

Die Skagerrak-Schlacht selbst, ihre Einleitung und ihr Verlauf, sind oft geschildert worden, wir brauchen das nicht zu wiederholen, auch nicht die alte Auseinandersetzung zu erneuern, ob es ein deutscher Sieg gewesen sei oder nicht. Eine geschichtliche Tatsache aber ist, daß die Skagerrak-Schlacht den Ruf von der Unbesiegbarkeit der englischen Flotte zerstört hat.

Kurz nach der Schlacht kam der Kaiser und auch sein Kanzler nach Wilhelmshaven. Herr von Bethmann-Hollweg äußerte sich höheren Seeoffizieren gegenüber dahin, das sei ja nun einmal noch gut gegangen, aber vorkommen dürfte so etwas nicht noch einmal!

Die deutsche Flotte hat die ruhmreiche Tradition vom Skagerrak durch die Zeit der Novemberrepublik hindurch getragen. Sie befindet sich jetzt wieder im Aufbau, natürlich in weit bescheideneren Grenzen, als vor dem Kriege; bekanntlich in einem bestimmten Stärkeverhältnis zur britischen Flotte, das durch das Flottenabkommen zwischen Deutschland und England ein für allemal geregelt worden ist.

Der Papst und die deutsche Presse

(Fortsetzung von Seite 1)

Schließlich wandte sich der Papst zum Verhältnis zwischen Kirche und Staat und sagte:

„Die Kirche zuerkennt dem Staat den diesem zustehenden Aktionsbereich. Sie lehrt und gebietet gewissenhafte Achtung dafür, aber sie kann nicht zulassen, daß die Politik sich um die Moral nicht kümmert, und sie kann nicht das Gebot des göttlichen Gründers vergessen, das nach dem tapferen und tiefen Ausdruck unseres großen Manzoni der Kirche befehlt, sich der Moral anzunehmen und zu bemächtigen, überall, wo sie (die Kirche) eindringt und eindringen muß.“

Die Gesichtspunkte, die der Papst hier hervorhebt und für die Kirche als maßgebend bezeichnet, sind nicht neu. Ihre Wiederholung und Betonung verdient aber Erwähnung, einmal deshalb, weil sie stattfindet, dann, weil, was Deutschland anlangt, in den päpstlichen Neußerungen von der tatsächlichen Wahrheit weit abgewichen wird.

So entspricht es ja in keiner Weise der tatsächlichen Wahrheit, daß der deutsche Staat eine katholische Presse nicht wolle. Die Wirklichkeit ist vielmehr, daß die Tageszeitungen sich einer Politisierung religiöser Fragen und überhaupt des religiösen Gebietes zu enthalten haben. Und diese Weisung bezieht sich nicht allein auf das katholische Bekenntnis, sondern auch auf das evangelische, wie auch auf andere religiöse Richtungen, wie im Vatikan doch wohl ebenso genau und vollständig bekannt

sein dürfte, wie in der ganzen übrigen Welt.

Die eigentlich religiöse Presse ist in Deutschland ungehemmt, in vollkommener logischer und praktischer Übereinstimmung mit dem Grundsatz des nationalsozialistischen Staates, daß dieser sich um das eigentlich religiöse Gebiet nicht kümmert. Wenn der Papst formuliert: in Deutschland wolle man nicht das Dasein einer katholischen Presse, so gibt er damit nur kund, daß er sich über die Vernichtung des politischen Katholizismus in Deutschland nicht zu trösten vermag, auch nicht gesonnen ist, sich dabei zu beruhigen.

Die Redewendung des Papstes: „durch ein künstliches Durcheinanderwerfen von Religion und Politik“, bedeutet eine Kritik am nationalsozialistischen Staat, die ebenfalls nicht der tatsächlichen Wahrheit entspricht, insbesondere auch die dem Vatikan wohl auch nicht mehr unbekannt Wahrheit unterdrückt, daß er, der Vatikan, oder anders ausgedrückt, das Papsttum eine politische und Weltmacht — nicht eine religiöse allein — ist und ausdrücklich sein will, diplomatische Vertreter aller Staaten am Vatikan hat und sich selbst entsprechend überall in der Welt vertreten läßt. Ein „Durcheinanderwerfen“ und unauf lösliches Vermischen von Politik und Religion, ist also, wie eine anderthalbtausendjährige Geschichte lehrt, nicht in Deutschland geboren.

Das Thema selbst, das der Papst hier anspricht, ist ebenso alt und bekannt. Wir brauchen darüber keine Worte mehr zu verlieren. Beiläufig sei daran erinnert, daß ein berühmter Vorgänger des jetzigen Papstes, Leo XIII., sich mehrfach gegen den in Deutschland organisierten politischen Katholizismus in Gestalt des Zentrums gewendet hat. Wir erinnern uns bei diesem Anlaß auch an das schöne Wort des größten der Zentrumsführer Dr. Windthorst: „Noch einmal habe ich mich mit Gottes Hilfe durchgelassen“. Daß der jetzige Papst gegen eine Vermischung von Religion und Politik sich ausspricht, entbehrt sicher nicht des Interesses noch eines gewis-

sen Reizes und ebenso wenig, daß er ignoriert, wie gerade der Nationalsozialismus mit Klarheit, Festigkeit und Aufrichtigkeit dieser unheilvollen Vermischung, für Politik wäre Religion gleich unheilvoll, ein Ende zu machen bemüht ist.

Aber freilich erklärt in seiner Schlussbemerkung über Kirche und Staat der Papst, nach dem Worte Manzoni, daß der „göttliche Gründer der Kirche dieser Befehle hat, sich um die Moral zu kümmern und sich ihrer zu bemächtigen, wo sie eintritt und eintreten kann.“ Es wäre von Interesse, authentisch zu erfahren, wie sich dieser göttliche Befehl ausgedrückt und formuliert hat.

Aber wie auch immer: der nationalsozialistische Staat vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums, ein Begriff, der mit dem germanischen Moral- und Sittlichkeitsgefühl an diesem gemessen übereinstimmen muß, wenn er als positiv gelten soll. Eben hier berührt der Papst die wichtige Frage, die wir an einzelnen Beispielen in einer Aufzählung zu erläutern versuchen, bei möglichst sorgfältiger Auseinandersetzung der praktischen Moral und des eigentlich Religiösen. Ohne Zweifel wird uns bestritten werden, daß diese Scheidung zulässig sei, aber dies wird durch das Leben unserer Zeit immer mehr Lügen gestraft werden. Wir bestreiten den Angehörigen der Religionsbekenntnisse ihre Einschätzung derselben nicht, auch nicht, wenn sie dieselben für von Gott gesetzt halten, aber wir bestreiten, daß sie maßgebend für die Moral eines Volkes, hier also des Deutschen, anzusehen seien, ohne daß wir damit alle Grundzüge und Hauptpunkte der christlichen Moral ablehnen wollen.

Auch im Vatikan wird man sich trotz aller Berufung auf göttlichen Ursprung der Kirche an eine schnell wachsende eigenständige Moral des deutschen Volkes gewöhnen müssen, um so zwingender, je tiefer unser Volk seine Moral aufbaut.

Türkische Meerengen und ihre Geschichte

(Fortsetzung aus Folge 20)

Nachdem Oesterreich-Ungarn seine Drohungen mit denen Großbritanniens vereinigt hatte, begriff man in Moskau, daß die russischen Machtmittel nicht genügen, um die bisherige Position aufrecht zu erhalten. Man beschloß, die Entscheidung einer internationalen Konferenz zu unterwerfen. Zwar hatte Lord Derby dem Grafen Schumalow gesagt: „Ich kenne meine Ministerkollegen gut, sie wollen nicht den Krieg, wünschen aber die Befriedigung ihrer Partei durch Demonstrationen zu erreichen. Finden Sie eine Kompensation für uns, nicht in Ägypten, sondern einen Flottenstützpunkt, mag er selbst außerhalb des Marmarameeres und der Dardanellen liegen — dann wird bald zwischen uns ein Einverständnis hergestellt sein.“

Graf Schumalow war mißtrauisch gegen diesen englischen Wink, ihm schien wohl, daß ein englischer Flottenstützpunkt mit einem entsprechend starken Geschwader vor den Dardanellen eine bedenkliche Sache sein würde, indem dann England die Meerengen-Passage von außen beherrschen würde. Die Russen gingen nicht darauf ein. Für alle Fälle sicherte sich aber, wie vorgreifend bemerkt sei, England im dann folgenden Berliner Kongreß die Insel Cypern. Heute hat durch die vollständige Verdrängung und Verlagerung der Kräfte im Mitteländischen Meere durch Italien die Insel Cypern für England aktuellen militärischen Wert gewonnen und wird wohl ohne Zweifel entsprechend ausgebaut und belegt werden.

Auf englische Anregung sollte dem dann unter Bismarcks Vorsitz stattfindenden Berliner Kongreß das Thema gestellt werden: „Revision der Verträge von 1856 und 1871 in ihren Beziehungen zum Verträge von San Stefano“. Bismarck schlug dann mit Erfolg vor die Wendung: „In Übereinstimmung der Initiative des Wiener Kabinetts schlägt Deutschland den Signatarmächten der Verträge von 1856 und 1871 vor, auf dem Kongreß die Stipulationen des Vertrages von San Stefano zu erörtern.“

So schaffte Bismarck eine wesentlich günstigere Position für Rußland, wie ohne weiteres auf der Hand liegt. Für die russische Regierung ging zunächst Graf Schumalow nach London und suchte sich auf die erwähnte Stellungnahme Lord Derbys: England würde sich jeder wesentlichen Aenderung der Verträge von 1856 und

1871 widersetzen. Wohl oder übel sah sich der englische Vertreter, Lord Salisbury, festgenagelt und erkannte diesen Standpunkt an, worauf Graf Schumalow seinerseits die Erklärung abgab, Rußland verpflichtete sich ebenfalls, an dem Zustande der Meerengen nichts zu ändern.

So war der Versuch Rußlands, über die Abmachungen von 1871 hinauszugelangen, mißlungen, und es war lediglich der Unterstützung Bismarcks zu verdanken, daß Rußland noch den Status von 1871 erhalten konnte. Zum dritten Male in der Geschichte der Meerengen wiederholte sich dieser Mißerfolg des russischen Strebens: die Meerengen und damit die Türkei endlich in die Hand zu bekommen, und immer gerade dann, wenn man hoffte, endlich und endgültig den Gipfel erreicht zu haben. Aber jedesmal ging es wie mit dem Felsstück des armen Sisyphus: „Suriß mit Donnergepolter entrollte der türkische Marmor.“

Typisch an den drei Verträgen bzw. Vorverträgen von 1805, 1833 und 1877 ist, daß sie sämtlich Sonderverträge zwischen Rußland und dem Sultan waren und alle auf ein russisches Protektorat über die Türkei hinausliefen. Jedes Mal griffen die nächstbeteiligten europäischen Mächte ein, je stärker, desto schwächer die Pforte war.

1878 beruhte das prompte Einlenken der russischen Regierung und die eben vor dem Kongreß von ihr erstrebte und erreichte Einigung mit Großbritannien auf der Befürchtung der Folgen, welche eine allgemeine Erörterung der Meerengenfrage auf dem Kongreß haben würde. Man befürchtete besonders und mehr als alles andere, daß vielleicht der Kongreß sich dafür entscheiden würde, die Meerengen überhaupt ganz frei, offen und unbefestigt zu lassen. Diese Lösung konnte und kann für Rußland nur unter der Voraussetzung annehmbar sein, daß es die Türkei vollkommen in der Hand hätte und damit den Schlüssel zu den Meerengen.

Die Berliner Kongreßakte tut der Meerengenfrage nur durch die Bestätigung Erwähnung, des durch die Konventionen von 1856 und 1871 festgelegten Zustandes. Eine kleine Sensation brachte die Erklärung des englischen Vertreters zu Protokoll: in Anbetracht dessen, daß

der Berliner Vertrag einen wichtigen Teil der Bestimmungen des Pariser Vertrages von 1856 ändern ließ, „und daß die Interpretation des Artikels 2 des Londoner Vertrages ebenfalls Widersprüche ausgesetzt sein kann, erkläre ich von Seiten Englands, daß die Verpflichtungen ihrer britannischen Majestät hinsichtlich der Schließung der Meerengen sich auf eine Verpflichtung dem Sultan gegenüber beschränken: unter diesem Gesichtspunkt die unabhängigen Entschickungen Seiner Majestät zu achten, soweit sie dem Geist der bestehenden Verträge entsprechen.“

Graf Schumalow erklärte in einer ebenfalls als Protokoll gegebenen Antwort: die russischen Bevollmächtigten könnten zwar die Bedeutung des englischen Vorschlages nicht ganz verstehen, erklärten aber ihrerseits, daß nach ihrer Ansicht das Prinzip der Schließung der Meerengen ein europäisches Prinzip sei und daß die in Betracht kommenden Bestimmungen „für alle Mächte“ verpflichtend sind, entsprechend dem Geist und dem Buchstaben der bestehenden Verträge und zwar nicht nur dem Sultan, sondern allen Unterzeichnungsmächten gegenüber.

Daß die russische Erklärung korrekt war, kann nicht bestritten werden. Die vorherige britische Erklärung bedeutete im Grunde eine Kampfanzeige, enthielt zum mindesten die Annahme, daß künftige Konflikte in der Meerengenfrage zwischen England und Rußland wieder eintreten könnten und die Frage aufwerfen würden, ob die Entschickungen des Sultans unabhängig seien oder nicht. Für den sogenannten Ernstfall behielten sich also die beiden Mächte ungefähr alles vor.

Im letzten Augenblick wäre der Berliner Kongreß übrigens beinahe gesprengt worden durch die Veröffentlichung jenes englisch-türkischen Geheimvertrages in Gestalt eines Verteidigungsbündnisses „für die Sicherstellung der asiatischen Gebiete Seiner Majestät des Sultans in Zukunft“. Großbritannien sagte auch für gewisse Fälle weiteren russischen Vordringens auf türkisches Gebiet dem Sultan Waffenhilfe zu. Der Sultan seinerseits überließ an England die Insel Cypern zur Besetzung und Verwaltung. Diese Abmachung war kurz vor dem Zusammentritt des Kongresses geschlossen worden. Bei Eröffnung des Kongresses verlangte Fürst Bismarck von allen an dem Kongreß teilnehmenden Mächten die Erklärung, daß sie durch keinerlei geheime Verträge gebunden seien. Alle gaben diese Erklärung ab, auch im strikten Widerspruch zur Wahrheit, die englischen Vertreter. Wenige Tage nachher wurde der Vertrag in der englischen Presse veröffentlicht. Der französische Votivschaffter wollte abreisen, und Bismarck vermochte Frankreich nur dadurch zu beruhigen, daß er die Aussichten Frankreichs auf den Besitz von Tunis durch England bestätigen ließ.

In den dann folgenden Jahrzehnten ist es verschiedentlich zwischen Rußland und Großbritannien zu Reibungen gekommen, jedesmal wenn Rußland Kriegsfahrzeuge aus dem Schwarzen Meer durch die Meerengen in das Mittelmeer schickte. Eine gewisse Schärfe nahm eine solche Spannung an, als im russisch-japanischen Kriege 1904/05 Rußland Torpedoboots und Schiffe der sogenannten freiwilligen Flotte aus dem Schwarzen Meer nach Ostasien sandte.

Noch einmal vor dem Weltkrieg schien es zu einer kritischen Lage zu kommen, als nämlich 1912 im ersten Balkankriege die Bulgaren in ihrem ersten Siegeslauf dicht vor der Eroberung Konstantinopels zu stehen schienen. Ein damals maßgebendes und die Auffassung der großbritannischen Regierung widergebendes Blatt, die „Westminster Gazette“, rechnete damit, daß die Türkei durch den bulgarischen Angriff ganz aus Europa vertrieben werden würde und betrachtete in dieser Perspektive die Meerengenfrage: wenn dann die Türkei die Herrscherin nur der einen Uferseite der Meerengen wäre, so müßte man, wie es z. B. beim Narmekanal bereits der Fall sei, die Meerengen als ein im internationalen Sinne offenes Gewässer betrachten; die Befestigungen seien zu schleifen usw.

In einem Schluffaßatz wollen wir die Rolle der Meerengen und des Schwarzen Meeres während des Weltkrieges betrachten und im Anschluß daran die Lage, wie sie durch die Forderung der heutigen, der neuen unabhängigen und starken Türkei hervorgerufen und im Werden ist. Die zwei Jahrhunderte der Geschichte der Meerengen, die wir, wie schon erwähnt, aus Gründen des Raumes, nur losgelöst von den Ereignissen der begleitenden Landkriege und der Art der politischen

Bewicklungen betrachten mußten, zeigen auf alle Fälle, ganz einerlei, unter welchem Gesichtspunkt man die um die Meerengenfrage kreisenden Bestrebungen der Mächte betrachtet, die Richtigkeit der von dem russischen Geschichtsschreiber Goriai-

now gemachten Formulierung: „Von welcher Autorität hängen die Meerengen des Bosphorus und der Dardanellen ab? In wessen Händen befinden sie sich?“ (Schluß folgt.)

Volk und Recht

Der Ruf nach einem, nach dem deutschen Recht ist viele Jahrzehnte lang erschallt. Er ertönte u. a. schon in den siebziger Jahren aus dem Munde von Menschen, die weißlich genug waren und von dem Gefühl gedrängt wurden: es müsse nunmehr mit aller Macht aus dem Bundesstaat, genannt „Deutsches Reich“, ein wirkliches deutsches Reich geformt werden; dazu sei die Schaffung eines deutschen Rechtes eine der dringenden Notwendigkeiten. Wir erinnern uns da eines hochbegabten, tief veranlagten Friesen, Bleich Blieken, der nicht aufhörte, in Aufsätzen und Broschüren auf deutsches Recht zu dringen; Bleichen aber hatte den Fehler, ein unpraktischer und äußerst geschäftsuntüchtiger Mensch zu sein, der auch die Gabe nicht hatte, sich selbst herauszustellen. Sein Wirken blieb ohne Erfolg, seine Bemühungen, Bismarck auf sich aufmerksam zu machen, waren vergebens. Ob es gerade damals möglich gewesen wäre, inmitten der anderen großen Aufgaben, daß Reich im Rohbau herzustellen und zu befestigen, bleibe ganz außer Betracht.

Das römische Recht ist das Recht eines Sklaven haltenden Volkes, bei dem alle schwere Arbeit durch diese getan wurde. Es kennt daher nicht die soziale und sittliche Bedeutung der Arbeit. Die Locatio conductio operarum, die Arbeitsmiete, ist daher nur eine Unterart der locatio conductio rerum, der Sachmiete. Zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber besteht kein anderes Verhältnis als das von Arbeitsleistung und Geldeistung. Die Arbeit ist Sache, Ware. Die Tragweite dieser Rechtsanschauung für unsere Verhältnisse und das Zusammentreffen derselben mit der Auffassung und Praxis des liberalen Industrialismus liegen klar vor Augen. Von einer Reform des Arbeitsrechts in der Richtung, daß die soziale und sittliche Bedeutung der Arbeit und des Arbeitsverhältnisses rechtlich erkannt und formuliert wird, gilt dasselbe, was vorhin von der Reform der Rechtsverhältnisse des Grundbesitzes gesagt worden ist.

Wird eine Reform des Rechts an Grund und Boden, und eine solche des Arbeitsrechts in der angeedeuteten Richtung durchgeführt, wird damit dem Arbeiter in der weitesten Bedeutung des Wortes die nicht bloß rechtliche, sondern auch tatsächliche Möglichkeit gegeben, sich eine seinen Verhältnissen angemessene, gesicherte Heimstätte und ein dauerndes Arbeitsverhältnis zu gründen, so muß und kann mit materiellem und formellem Rechte von denselben gefordert werden, daß er nun auch seinerseits nicht zur Gründung einer Familie schreitet, bis er Beides erworben hat. Diese Forderung kann nicht als eine ungerechtfertigte Beschränkung der persönlichen Freiheit empfunden werden, und wird es auch nicht werden.“

Diese Erinnerung bildet nur eine Stichprobe. Der Faden der Sehnsucht nach einem deutschen Recht ist auch in den dann folgenden Jahrzehnten nie abgerissen und hat ebenfalls niemals bei irgendwie maßgeblichen Stellen und Persönlichkeiten ein stärkeres Interesse erregt. In den breiteren Schichten des Volkes aber ist der Sinn für naturgegebene Zusammengehörigkeit zwischen Volk und Recht immer vorhanden gewesen und damit auch stets die Frage: warum denn römisch es Recht in Deutschland. Wenn der Sohn des Bauern oder des Lehrers Rechtswissenschaft studierte, in den Ferien mit lateinischen Büchern nach Hause kam und diese als Notwendigkeit und Grundlage für den juristischen Beruf, die Rechtspflege und seine eigene Zukunft erklärte, so waren die Alten wohl stolz auf den gelehrten Sohn, aber sie schüttelten doch den Kopf und waren nicht davon überzeugt, von der Notwendigkeit und empfanden ein unlösbares Warum?

Dazu kam die Praxis. Es ist eine unermeßliche Erbitterung und Verbitterung durch Urteilsprüche, die aus dem fremden Recht hervorgegangen; eine Erbitterung, die zu Mißtrauen nicht allein gegen das geltende Recht überhaupt führten, sondern auch gegen den Richter und nicht zum wenigsten den Rechtsanwalt. Freilich, das muß eingeschaltet werden: der jüdische Rechtsanwalt und der jüdische Richter haben zu diesem Mißtrauen das ihrige getan, und das war viel; dazu kam auch die Demoralisierung, denn wenn einer einen schwierigen Fall und eine schlechte Sache

vertreten haben wollte, so ging er zum Juden, oder zu einem, der „beinah so klug ist, wie ein jüdischer Rechtsanwalt“. Genug, der jüdische Einfluß auch auf diesem Gebiete ist verheerend gewesen.

Eine wirkliche Rechts-wahrung und eine deutsche Handhabung deutschen Rechts war nicht möglich ohne völlige Ausscheidung des Juden.

So hat es eine symbolische Bedeutung, nicht allein eine praktische, daß die große Kundgebung der Rechtswahrer in dem Jahre nach Erlaß des Gesetzes zum Schutz von Blut und Rasse stattgefunden hat. Das Rechtswesen wie der Rechtswahrer ist nunmehr auch unter die Ehre gestellt worden, und das Recht selbst wird von diesem Gesetz durchdrungen sein, auch schon daraus ergibt sich ein Element innerer Zusammengehörigkeit zwischen Volk, Recht und Rechtswahrern, das früher nicht oder nur sehr bedingt vorhanden war. Mit der Zeit, wenn dieser Umschwung zum Gefühl und Bewußtsein der Bevölkerung durchgedrungen ist, wird auch das Vertrauen kommen, und damit jene Verbindung noch fester und allgemeiner begründen. Der Name: „Rechtswahrer“ ist gut gewählt, erweckt das Vertrauen und hält gleichzeitig dem Rechtswahrer selbst seine Pflicht und seine Daseinsberechtigung vor. Der bisherige „Jurist“ als Bezeichnung enthielt nichts Greifbares und Lebendiges, sondern wies nur hin darauf, daß der Betreffende Rechtswissenschaft studiert habe, einerlei was er später betreiben mochte, der „Dr. juris“ war in ungezählten Fällen nur empfehlender Schmuck der Besuchskarte: mit dem Dr. juris kommt man viel leichter an!

Es ist zu hoffen, daß die auf der Tagung der Rechtswahrer gehaltenen Vorträge in Buchform veröffentlicht werden. Eine weite Verbreitung würde, glauben wir, sehr nützlich wirken und besonders die Anteilnahme an der neuen Schöpfung und Entwicklung mächtig fördern, und solche Anteilnahme der Bevölkerung ist geradezu eine Notwendigkeit und für später eine der Lebensbedingungen für jene Verbundenheit zwischen Volk, Recht und dem Rechtswahrer.

Der Reichsjustizminister hat den Anspruch getan: Recht sei alles was dem deutschen Volk nütze, Unrecht, was ihm schade. Der Begriff: Recht wird hier in höchstem Sinne gemeint, das geht aus der Umkehrung dieses Wortes hervor: nütze n k a n n d e m V o l k e n u r d a s, w a s i r k l i c h R e c h t i s t. Sinngemäß dazu gehört der in der Eröffnungsrede des Ministers gesprochene Satz: „je mehr sich die Gesetzgebung in der Linie des Volksgeistes bewegt, desto seltener wird die Belastung des Rechtes in die Erscheinung treten, weil Raum gegeben ist für das Wachsen und das Angleichen des Rechts an die Zeit mit den wechselnden Lebensbedürfnissen des Volks.“ Wir müßten keinen Beruf und keine Schicht, die dem Minister nicht freudig beistimmen könnte zu dem Wort:

„Je mehr Spielraum freigegeben wird, für das Ermessen des Richters, desto mehr vermag dieser in der Rechtspflege auch der Grundthese des Nationalsozialismus, nach der Einordnung des einzelnen in das Gesamtinteresse nachzukommen.“

Der Richterstand sieht sich damit vor größere, aber sehr fruchtbare Aufgaben gestellt und wird selbst mit diesen wachsen. Und schließlich:

„Der starke Staat des Nationalsozialismus ist imstande, eine Recht sichernde Rechtssicherheit zu verbürgen, wie sie in diesem Maße zur Zeit in keinem demokratisch oder parlamentarisch regierten Staat der Welt vorhanden ist.“

Jeder Rechtswahrer soll und wird, fügen wir hinzu, Treuhänder des Rechtes und damit der Gerechtigkeit für den einzelnen sein, im Dienst der Volksgenossenschaft als Ganzes und damit des Nationalsozialismus.

Nach Bekanntwerden des ausführlichen Textes der Reden, werden noch manche bedeutende Punkte hervorzuheben sein. Heute beschränken wir uns auf Zeitungsauszüge über den Vortrag des Grafen von der Goltz:

Rechtsanwalt Graf von der Goltz führte u. a. aus: man müsse zwischen Recht und Strafrecht unterscheiden. Man könne nicht jede Handlung, die möglicherweise nicht hundertprozentig anständig

Doppelt geklärt

Doppelt fermentiert



sei, unter Strafe stellen. Für derartige Handlungen sei die Ehrengerichtbarkeit geschaffen worden. Zu den alten Ehrengerichten seien Ehrengerichte der nationalsozialistischen Berufsorganisationen getreten; insbesondere sei durch das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit auch unzweideutig die Gleichberechtigung der Ehre des deutschen Arbeiters zum Ausdruck gebracht worden.

Wo es um die Ehre des Einzelnen und des Ganzen geht, dürfe keine kleinliche Empfindlichkeit Platz greifen. Das pulsierende Leben könne nicht in spanische Stiefel gepreßt werden, sondern müsse in seiner Freiheit und Vielfältigkeit verstanden und mit Humor und ohne jeden Minderwertigkeitskomplex bejaht werden.

Das sind ausgezeichnete Gedanken und Richtlinien, deren Befolgung von größtem Segen sein wird. Man fühlt, daß Graf von der Goltz tiefe Einblicke während seiner bisherigen Tätigkeit in die Wirklichkeiten des Lebens getan hat. Wir sind ihm dankbar, besonders dafür, daß er das Recht und die Bedeutung des Humors verteidigt.

Der Vortragende sagte weiter: im Zeichen des Leistungsprinzips müsse jede freie Leistung ehrengerichtlich vor kleinlichem Neid geschützt werden. Verfolgt werden müsse nicht derjenige, der die Leistung vollbringe, sondern der, welcher sie störe, wenn der Störende aus unanständiger Gefinnung gehandelt habe. Der böswillige Denunziant habe in keiner deutschen Leistungs- und Gesinnungsgemeinschaft Platz.

Böswillige Denunziation müsse als ausgesprochene Verletzung des Treuegedankens grundsätzlich und absolut zur Ausschließung führen, denn mit Besserung sei angesichts solchen Mangels an Ehrauffassung nicht zu rechnen.

Es dürften nicht mehr „Leichen ausgegraben werden“, alte Geschichten, besonders aus der Zeit vor 1933, dürften nur dann zum Gegenstand neuer Verfahren gemacht werden, wenn neue Verfehlungen durch früheres Verhalten besonders illustriert werden.

Der Gedanke des nationalsozialistischen Strafrechts zeigt, daß der Täter in der Regel mit Verbüßung seiner Strafe seine Schuld löse. Deshalb dürfe nicht jede strafbare Handlung zugleich zu Ausschluß und Vernichtung führen. Das selbe fordert der Vortragende auch für ehrengerichtlich Verstraft:

Wolle man demjenigen, bei welchem eine Ehrlosigkeit festgestellt worden sei, das primitivste Recht auf Arbeit nehmen, so würde es besser sein, ihn sogleich zu töten, denn „er müsse sonst infolge einer Unterbindung aller Existenzmöglichkeiten für ihn zum reißenden Tier werden“.

Hier wird jene lebendige Gemeinsamkeit zwischen Volk und Ehre, Recht, und Rechtswahrer in greifbarer Weise und aus nationalsozialistischem Gefühl kommend dargestellt und verlangt.

Die Schweiz und der deutsche Friedensvorschlag

Dr. Weber-Hardt

Aus der Schweiz erhält der „Reichswart“ die folgende Zuschrift:

So, wie alle Völker Europas den Frieden herbeisehnen, so sehnen auch die verschiedensprachigen Völker der Schweiz den Frieden herbei und begrüßen jeden Schritt, der getan wird auf dem Wege zu einem dauerhaften europäischen Frieden.

Heute steht die Schweiz einem Ringen um die Grundlagen eines zukünftigen Friedens in Europa gegenüber: Deutschland und Frankreich haben den Völkern und Nationen Europas ihre Friedenspläne bekanntgegeben und damit nicht nur Europa, sondern die ganze Weltmeinung herausgefordert, zu diesen Plänen Stellung zu nehmen.

Zwei Auffassungen stehen zur Diskussion: Deutschland will den Frieden Europas von den Grundlagen des Versailler Diktates lösen und jenen unversöhnlichen Geist der Nachkriegsjahre, jenen Geist der Unterdrückung und Klassierung der Völker in solche erster und zweiter Ordnung, ersetzen durch den Geist der Gleichberechtigung aller Völker und Nationen. Frankreich hingegen klammert sich nach wie vor an das System von Versailles, das Frankreich und seinen Verbündeten allerdings eine gewisse Vormachtstellung in Europa gewährleistet, und damit beim Franzosen vielleicht die Meinung aufkommen läßt, er lebe so lange im Frieden, als diese Vormachtstellung gegenüber den andern Mächten andauere, andererseits aber eine wirkliche Friedensgrundlage deshalb nicht sein kann, weil dieses System nicht auf der Gleichberechtigung aufgebaut ist.

In der Verschiedenheit der Anschauungen über die wahren Friedensgrundlagen liegt es begründet, daß die deutsche und französische Auffassung hier ziemlich schroff aufeinanderstoßen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß nicht beide Völker den Frieden wünschen. Mit einem solchen Wunsch allein läßt sich aber ein dauerhafter Friede zwischen Deutschland und Frankreich, und damit für Europa, nicht erreichen. Die Regierungen dieser beiden Völker müssen auch den Willen haben, die Grundlagen für einen dauerhaften Frieden zu schaffen.

Daß Deutschland und seine Regierung diesen Willen haben, beweist der deutsche Friedensplan, der als Friedensgrundlage die Gleichberechtigung aller Völker und Nationen betrachtet.

Wenn dem entgegengehalten wird, Deutschland proklamiere einzig und allein eine solche Gleichberechtigung und lehne den Versailler Vertrag ab, weil es aus reinen egoistischen Gründen das Versailler Diktat abschütteln wolle, und somit mit seinem Friedensplan lediglich eine eigene Machtpolitik verfolge, so ist dem entgegenzuhalten: Wird Deutschland gegenüber dieser Vorwurf erhoben, so kann vom neutralen Standpunkt aus dieser Vorwurf der Verfolgung eigener machtpolitischer Ziele mit weit größerem Recht Frankreich vor-

geworfen werden. Deutschland will den Frieden auf der Grundlage der Gleichberechtigung aufbauen, und zwar der Gleichberechtigung aller Nationen, nicht nur der deutschen. Wenn es daher auch seine eigene Gleichberechtigung fordert, so muß das vom neutralen Standpunkt aus nur als recht und billig bezeichnet werden. Deshalb aber am Friedenswillen der deutschen Regierung zu zweifeln, weil sie gleichzeitig mit der Forderung nach einem wirklichen Frieden auch die Forderung nach eigener Gleichberechtigung verknüpft, wäre unbillig. Ein Zweifel am Friedenswillen der französischen Regierung wäre, vom neutralen Standpunkt aus gesehen, viel eher am Platz.

Es kommt wohl auch nicht von ungefähr, daß das gesamte Ausland dem deutschen Friedensplan im großen und ganzen ein größeres Interesse entgegenbringt als dem französischen, der an und für sich nichts Neues bringt. Klar ist jedoch, daß die Nutznießer des Vertragsystems von Versailles den deutschen Friedensvorschlägen ablehnend gegenüberstehen.

Wie in der ganzen Welt zwei verschiedene Ansichten über den deutschen Friedensplan vorherrschen, so auch in der Schweiz. Zwei Fronten zeichnen sich hier ab: Die völkerverbundstreue, die jede deutsche Strömung, die auf Beseitigung des von Versailles geschaffenen Zustandes in Europa hinweist, als friedensstörend verurteilt. Um den deutschen Friedenswillen vor aller Welt in Mißkredit zu bringen, glaubt diese Front bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit auf den deutschen „Vertragsbruch von Locarno“ hinweisen zu müssen.

Die andere Front in der Schweiz wiederum begrüßt den deutschen Friedensplan, weil er eine Beseitigung von Versailles und damit eine Beseitigung der Vormachtstellung Frankreichs in Europa bedeutet, welche Vormachtstellung den Interessen der neutralen Schweiz zuwiderläuft und einem Gleichgewicht unter unseren Nachbarn, das für uns in mancher Hinsicht von größter Bedeutung ist — man denke nur an die militärpolitische Lage der Schweiz — hindernd im Wege steht.

So wird also der deutsche Friedensplan von den einen begrüßt und von den andern abgelehnt. Abgelehnt wird er von jenen zur Genüge bekannten größeren Tageszeitungen und selbstverständlich von der marxistischen Presse der Schweiz, während er im Volke schlechthin begrüßt wird. Jene Kreise, die glauben, dem Frieden zu dienen, wenn sie den deutschen Friedenswillen in Zweifel ziehen, indem sie von der „Heiligkeit der Verträge“, die Deutschland angeblich mißachte, sprechen, mögen sich erinnern, wie diese französische These gerade durch Frankreich in den letzten Jahren so mancherlei merkwürdige Auslegungen erfahren hat.

Das Schweizer Volk in seiner Mehrheit hat diese merkwürdige Haltung Frankreichs gegenüber der „Heiligkeit der Ver-

träge“ nicht vergessen. Es läßt sich deshalb in seinen realen Anschauungen auch dann nicht beirren, wenn versucht wird, es unter dem Hinweis auf den deutschen „Vertragsbruch“ von seiner neutralen und unvoreingenommenen Haltung abzubringen.

Wenn der deutsche Schritt vom 7. März dieses Jahres als Vertragsbruch verurteilt wird, so würden wahrscheinlich wir Schweizer es begrüßen, wenn im dunkelsten Kapitel unserer Schweizer Geschichte auch ein ähnlicher Vertragsbruch stattgefunden hätte, und wir würden jenem Manne, der den Mut aufgebracht hätte, einen solchen Vertragsbruch zu begehen, einen Ehrenplatz in unserer Geschichte und in unseren Herzen einräumen. Aber einen solchen Mann hat die Schweizer Geschichte nicht gekannt, damals, als unser Land und unsere Völker unter französischem Joche standen, nachdem uns das Frankreich der Revolution überrannt hatte. Das damalige „Schutz- und Trutz-Bündnis“ mit Frankreich ließ uns Sklaven werden und unsere Vorfahren erfüllten untertänigst jede unverschämte Forderung unserer Peiniger, ließen selbst eigenhändig Menschen eigenen Blutes, die sich den französischen Anmaßungen nicht beugen wollten, enthaupten und in den Kerker werfen, kurz, legten die erbärmlichste Gesinnung an den Tag. Keine Hand rührte unsere Vorfahren, um ihr Geschick zu ändern, bis dann der Freiheitskampf des deutschen Volkes auch uns vom französischen Joche befreite.

Nur mit tiefer Beschämung denken wir heutigen Schweizer an dieses düstere Kapitel Schweizer Geschichte. Stolz würden wir aber an jene Zeit denken, wenn unsere Vorfahren den Mut aufgebracht hätten, einen solch unwürdigen Vertrag zu brechen.

Unter diesem Gesichtspunkt erhält die sogenannte Verletzung des Locarno- und Versailler Vertrages durch Deutschland ein anderes Gesicht für uns Schweizer, und das im großen ganzen real denkende Schweizer Volk nimmt, entgegen der Einstellung gewisser Presseorgane, diesen deutschen „Vertragsbruch“ nicht auf die hohe Schulter, sondern sieht in ihm nur einen Schritt vorwärts auf dem Weg zu einem wahren Frieden auf der Grundlage der Gleichberechtigung. Nüchtern denkt der Schweizer: Mit welchem Recht genießt Frankreich über Deutschland eine Vormachtstellung?

Heute ist wahrlich nicht die Zeit da, um über angeblich verletzte Verträge, die Europa dazu noch jahrelang in Unruhe gehalten haben, zu jammern. Heute steht der Friede Europas zur Diskussion und den Weg zu diesem Frieden müssen alle Völker Europas gehen, selbst wenn dieser Weg mit Vertragsbrüchen gepflastert wäre.

Verantwortlich für den Inhalt: Graf Ernst zu Reventlow, Potsdam; für den Anzeigenteil: Graf Roger zu Reventlow, Berlin. Berlin: „Der Reichswart“ Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW 11, Eurobahauss, Einmalig Anhalter Straße, 3. Etage (Kasselerstr.). Fernspr.: 21, Jäger 2880. Druck: Wilhelm Reber, Berlin. — Anlieferung an den werbenden Kreisvertriebsstellen: Friedrich Wolf & Co., Berlin SW 19, Raststr. 76-79. — Überlangen Mann-Strapfen ist Nachporto beizulegen.

Durchschnittsanlage: I. Ratendruckvertrieb 1936: 22 708 Exemplare. Zur Zeit ist die Kreisliste Dr. 3 gültig.

TEGA Teppiche Gardinen
Läufer- u. Möbelstoffe
Reise-Divane
Tisch- u. Steppdecken
Filet- u. Daunendecken
BERLIN LEIPZIGER Str. 90

Reise und Erholung
Annahme von Bäderanzeigen: Gerh. Hanisch, Breslau 21, Gellertstraße 16

Kühle Nächte im heißen Sommer
Bestimmt ein Klima, das Herz- und Nervenkrankheiten wohlt...
BAD ELSTER 500 m ü. d. M.
RHEUMA - HERZ - NERVEN - FRAUENLEIDEN

Wasserkur
das Haus der angenehmen Gesundheitspflege
zu Elrich im Südharz / Antikörperdiagnose
Siedehier-Gesundheitsbäder / Rückgratpflege

Dr. Weiß
Asthma - Kurhaus
Berlin-Südende

Möbeltransport
Spedition, Lagerung
Piano-Flügel-Transport,
Sammelladung
Richard Schulze
Spediteur, Berlin-Neukölln,
Bergstr. 86-87
Fernsprecher F2Neukölln 9632

Freier deutscher Student, 20 Jahre,
sucht
Nebenbeschäftigung, literarische Arbeiten,
Schreibmaschinenarbeit, Heberleistungen
u. dgl., Angeb. u. B. 334 an den „Reichswart“ erbeten.

Radio-Tippner
seit 1924 SW 11, Saarlandstraße 92/102
(Eurobahauss) und Friedenau, Rhein-
straße 52. Preiswerte Gelegenheiten!
2-Möb.-Empf. m. eingeb. Lautspr. RM
49.50, 2-Möb.-Empf. m. Dynam. Lautspr.
RM 98.50, Gebi. 3-Möb.-Fernempf. m.
Dynam. Lautspr. RM 179.00. Laufsch.
Stromänderung. Teilzahlung.

BÜromöbel
STEFFEN
Berlin SW 68, Kochstr. 73
an der Wilhelmstraße

Anzeigenschluß

Dr. Sprangers Heilsalbe
Original-Fabrikat
Marke „Echt Neubrandenburg“ ärztlich
empfohlen bei offenen
Füssen, allen
Beinschäden, Flechten,
Geschwüren,
Hautausschl., Frost-
beulen, Brand- u.
andere Wunden.
Seit 60 Jahren bewährt. In all. Apoth.
Dr. Sprangers Witwe
G. m. b. H.
Neubrandenburg

Teppiche Läufer Fahnen Linoleum Parkett- u. Stabfußboden
Richard
VOGEL
Berlin W 9 Potsdamer Str. 14
am Potsdamer Platz
Fernspr. B1 9841-43

Kunstgewerblerin
erbt Aufträge für seine Handarbeiten
nach persönlicher od. schriftlicher Vereinbarung.
Spezialität: Stoffe u. Bekleidungsgegenstände,
Ausschnittarbeiten u. Hand- u. Holzschnitt-
arbeiten. Aufträge u. B. Sch. 87,
Wilm.-Schlg. 5, Postf.

für die „Reichswart“-Folge 23
Sonabend, den 31. Mai,
10 Uhr

Wir liefern Ihnen die Ausgaben des „Reichswart“ vom Monat Mai 1936 kostenlos, wenn Sie diesen Bestellschein ausgefüllt an uns einsenden.

Bestellschein 22

Hiermit bestelle ich bei der „Reichswart“-Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW 11, Eurobahauss, bis auf Widerruf die Wochenchrift „Reichswart“ zum Preis von 0,60 RM monatlich, plus 6 Bfa. Bestellsch. Ich bitte das Bestellsch. monatlich — vierteljährlich — durch meine ausländige Postanstalt einzuliefern.

Name _____
Ort _____
Straße _____
Erfüllungsort: Berlin

Bitte deutlich schreiben! Diesen Bestellschein in unverändelter Umschlage als Drucksache frankiert an die „Reichswart“-Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW 11, Eurobahauss, senden.

Senden Sie bitte zur Probe den „Reichswart“ an:

1. _____
2. _____

CHEMNITZ i. Sa.

A. J. Schönherr
Lagerplatz und Kontor
Gellertstr. 16-18, Ruf 42966
Ernst Geyer
Baumeister
Chemnitz, Blankenauer Str. 60 / Ruf 45655
Roßbau - Fleißbau - Betonbau

— Lest und verbreitet den —
„Reichswart“

Erklärung

der Studentenschaft der Hochschule für Lehrerbildung Bonn an die katholische Schulorganisation

Die Tätigkeit der Katholischen Schulorganisation (Sitz: Düsseldorf, Reichstraße 20), die ja innerhalb des politischen Katholizismus von jeher die katholische Schulpolitik betrieben hat und heute weiter betreibt, nimmt allmählich wieder Formen an, die den gesamten deutschen Erziehungsstand zur Gegenwehr herausfordern müssen. Wir als die junge Generation dieses Standes fühlen uns, da uns im Rheinland die Aktion der Kath. Schulorganisation deutscher vor Augen steht als anderen anderswo, verpflichtet, zu Vorgängen der jüngsten Zeit, insbesondere zum „Kath. Schulsonntag“ und zur „Katholischen Erziehungswoche“ vom 3.—10. Mai d. J. und der darin erfolgten verwirrenden Bearbeitung des Volkes durch Rede und Schrift, Stellung zu nehmen. — Was früher einheitlich nach Richtlinien und Vertragsklausuren der Kath. Schulorganisation über Schul- und Erziehungspolitik in politischen Versammlungen gesagt wurde, das wird jetzt in Predigten und geschlossenen Männer- und Frauenvereinsversammlungen in gleicher Weise gesagt. Wir nehmen also hier nicht zu religiösen Handlungen, sondern zu einer auf die Kanzeln verlegten politischen Aktion Stellung. Wir bedauern es, daß hier religiöse und politische Dinge, teilweise unentwirrbar, miteinander verquickt sind.

Ia. Die Gedanken, die zum Katholischen Schulsonntag (3. Mai)

und während der Katholischen Erziehungswoche (3. bis 10. Mai) landauf, landab dem Volke eingehämmert worden sind, die sich aber darüber hinaus durch das gesamte katholische Predigt- und Schriftwesen ziehen, sind in der Hauptsache folgende:

1. Die Kirche (gemeint: die Kath. Schulorganisation) fühlt sich berufen, „gegen die Strömungen von heute“ für die Verteidigung des Elternrechtes in die Schranke treten zu müssen. „Elternrecht und Elternverantwortung haben in der Katholischen Kirche immer den besten Anwalt gefunden.“ (J. Schröteler S. J., Erziehungsvorantwortung und Erziehungsrecht, 1935, S. 27 ff.) (Jesuitenpater Schröteler ist der Inspirator der Kath. Schulorganisation.)

2. Alles Recht und aller Sinn der Erziehung gründen sich auf Elternrecht und Familienenerziehung. Außer dem kirchlichen Recht auf Erziehung ist nur noch das elterliche Erziehungsrecht „ursprünglich und unmittelbar.“ (Schröteler, a. a. O. S. 24 ff.) Das staatliche Erziehungsrecht ist nur sekundärer Natur; es schließt nur das Recht und die Pflicht ein, daß der Staat die ausschließlich vom Elternrecht aus bestimmte Erziehung zu „schützen und zu fördern“ hat. (Schröteler, a. a. O. S. 46 ff.)

3. Das Schulrecht ist nur ein verlängertes Elternrecht. „Wir bekennen uns zur Bekenntnisschule im Namen des natürlichen Elternrechtes.“ (Amtsblatt der Diözese München, Februar 1935). „Was die Familie begonnen hat und fortsetzt, muß die kath. Bekenntnisschule ergänzen. Darum halten wir an der kath. Schule fest.“ (Trierer Hirtenbrief zum Schulsonntag 1936). Die Kirche macht sich zu einem Proklamator eines ausschließlichen Elternrechtes der Erziehung, um als allein zuständiger Deuter dieses Elternrechtes den Totalanspruch der Kirche auf die Schule zu begründen. Wozu diese einseitige Auffassung vom Recht und Sinn der Schule führt, ersehen wir am besten aus der Schrift: Thaddäus Soiron O. F. M., „Das Geheimnis der christlichen Schule. Gedanken zur theologischen Grundlegung einer christlichen Erziehung“ 1935, in der es u. a. heißt:

„Unsere objektive Betrachtung acht von der Tatsache aus, daß die christliche Schule, wie wir sie erkannt haben, Kirche ist.“

„Die Schule hat darum die Aufgabe, in der Schul- und Klassengemeinschaft das Bewußtsein zu wecken, daß sie Kirche ist.“

Es fragt sich nur, wie die Schule oder Klasse zum Kirchenerlebnis geführt werden kann, wie die jungen Menschen diese Größe, Würde und Weihe erleben sollen“ (S. 74).

„Dann ist das Kirchenerlebnis eben zu einem Schülerlebnis geworden, das sich für die Kirche auswirkt. Voraussetzung ist freilich, daß die jungen Menschen um das Geheimnis der christlichen Schule wissen, daß sie das Bewußtsein, Kirche zu sein, in sich tragen, daß ihr Leben mit dem Reichthum der Kirche gefüllt wird und das dieser Reichthum als der Wesens- und Sinninhalt ihres Lebens erfährt und erfahren wird. Die christliche Schule steht nicht neben, sondern in der Kirche.“ (S. 85).

4. Die Katholische Schulorganisation nimmt im Namen der Kirche die Bestimmung des Sinnes, des Inhaltes und der Ausrichtung der Familienenerziehung sowie die Pflege, Beratung und Führung der Familienenerziehung ausschließlich für sich in Anspruch. In dieser Hinsicht ist das reiche, auf Anregung und mit Empfehlung der Kath. Schulorganisation in letzter Zeit erschienene Schrifttum zur Erziehungsberatung und Familienpädagogik sehr lehrreich:

1. Fr. Schneider, Kath. Familienenerziehung, 1935.
2. H. Henn, Erziehungsberatung im Dienste von Familie und Schule, 1935.
3. H. Henn, Väter und Mütter als Erzieher, 1935.
4. B. Engelhardt, Erziehung zur Elternschaft, 1935.
5. E. Kroneberger, Die Erziehungsaufgabe der christlichen Familie, 1935.
6. J. Ruckhoff, Elternsünden, 1935.
7. K. Witz, Der Väter Erbe in der Elternhut, 1935.
8. M. Wortmann, Zu Gott, der meine Jugend erzieht, Briefe an Eltern, 1935.
9. M. Laarmann, Hausbuch der deutschen Mutter, 1934.
10. A. H. Blumberger, Gesundheitliche Erziehung in Familie und Schule, 1935.
11. B. Bergmann, Kath. Elternbücherei, Verlag Borgmeyer, Hildesheim.

Ib. Die Kath. Schulorganisation macht also die Familienpädagogik und Erziehungsberatung ausschließlich zu ihrem Zummelplatz. Mit der Stellungnahme zu diesen Gedanken gängen wird sich der gesamte deutsche Erziehungsstand, der M-Lehrerbund, insbesondere die Dozenten- und Studentenschaft der Hochschulen für Lehrerbildung eingehender zu befassen haben. Wir erklären hier nur kurz:

1. Wenn das Elternrecht in der Erziehung einen Anwalt und Verteidiger braucht, so kommt der Staat mindestens ebenso sehr wie die Kirche dafür in Frage, keineswegs aber jener Rest des Zentrums, der sich Kath. Schulorganisation nennt. Der Nationalsozialismus als Träger des heutigen Staates verwahrt sich gegen die Verdächtigung, als müsse das Elternrecht „heute“ gegen ihn verteidigt werden. Der Nationalsozialismus, dessen oberstes Gesetz in der Erziehung die Wiederbefinnung auf ihre organischen Grundlagen ist, wird auch immer der beste Anwalt des Elternrechtes sein.

2. Alles Erziehungsrecht vom Elternrecht abzuleiten und nur diese als allein ursprünglich und unmittelbar zu bezeichnen, wird schwer angehen. Leitet denn etwa die Kirche auch ihr Erziehungsrecht als „sekundär und mittelbar“ vom Elternrecht ab? Gott bewahre! Sie als die „geistige Mutter der Menschen“ beansprucht ein primäres und unmittelbares Erziehungsrecht. Vielleicht darf der Staat sich dann als den „geistigen Vater“ der Volksgenossen bezeichnen und daraus sein primäres Erziehungsrecht ableiten. Doch spielerische Ausdrücke beiseite! — Wie sich das elterliche Erziehungsrecht primär und ursprünglich in der Notwendigkeit der Vermittlung der Familienkultur gründet, ebenso ursprünglich gründet sich das staatliche Erziehungsrecht auf die Notwendigkeit der Erhaltung, Vermittlung und Höherführung der nationalen Volks-

kultur. Diese Volkskultur ist nicht schlechthin die „Fortsetzung“ der Familienkultur, sondern die Schöpfung des ganzen Volkes als eines lebendigen Organismus, entstanden im Erbgang der Generationen und in der Zusammenarbeit der jeweiligen Zeitgenossen des Volkes. Die nationale Volkskultur ist ebenso selbständig und ursprünglich wie die Familienkultur und letztere ist ihr organisch eingegliedert. Das Staatsrecht schließt darum nicht nur Schutz und Förderung der Familienenerziehung ein, sondern auch die Ursprünglichkeit seines eigenen Rechtes für die Nationalerziehung.

3. Aus dem Dargelegten ergibt sich auch, daß das Schulrecht nicht schlechthin verlängertes Elternrecht ist. Die schulischen Einrichtungen des Staates, insbesondere die Volksschule, sind Veranstaltungen des Staates zur Erfüllung seines ursprünglichen Erziehungsrechtes, seiner nationalen Erziehungspflicht. Die „Volksschule“ ist Volk und Staat. Wenn Soiron eine Schule fordert, die Kirche ist, so muß er die „Kirchenschule“ gründen. Die Volksschule aber ist Staat und steht nicht neben dem Staat, sondern im Staat. Ihre Aufgabe ist es, die Jugend zum Erlebnis der nationalen Volksheit zu führen.

4. Auch ist es nicht ausschließliche Aufgabe der Kirche, die Familienenerziehung, ihren Inhalt, Sinn und Vollzug zu bestimmen. Denn die Familie ist nicht nur christliche Familie, sondern auch deutsche Familie. Zum Inhalt der Familienenerziehung gehören völkisch-nationale Elemente und darum ist die Familienpädagogik, Elternschulung und Erziehungsberatung der Eltern Sache der nationalen staatlichen Erziehungsträger. Der Kirche die übernatürliche Familienenergie! Dem Staate die natürliche und nationale Familienpädagogik! Hierin aber kann der Kath. Schulorganisation kein Raum zuerkannt werden.

Ia. In welcher irreführenden Form die von der Kath. Schulorganisation inspirierten Gedanken ins Volk getragen werden, dafür ist eine Predigt typisch, wie ein Kaplan in Essen sie am diesjährigen kath. Schulsonntag hielt. Folgende Sätze daraus seien festgehalten; er sagte:

„Vom Sinn der Erziehung: Erstens: Wir erziehen die selbständige Persönlichkeit. Ich habe sehr den Eindruck, daß heute allzuviel dressiert wird. Dressur kann sich nur auf den äußeren Menschen erstrecken. Wir aber formen den Menschen von innen heraus. Nur das heißt erziehen.“

Zweitens: Wir erziehen die christliche Persönlichkeit.

Drittens: Wir erziehen die wahre Volksgemeinschaft. Das ist ja das Große in unseren Tagen, daß das Bewußtsein der Volksgemeinschaft im Volke aufgebrochen ist. Und diese Volksgemeinschaft will die christliche Erziehung verwirklichen.“

Vom Sinn und Recht der Schule: Die kath. Erziehung fordert die kath. Volksschule. Man fordert heute die Gemeinschaftsschule und sagt uns: Gibt es denn einen kath. Rechen-, einen kath. Zeichenunterricht? Gibt es eine kath. Bauchmelle? Es gibt doch auch simulantische Gymnasien. — Ja, ich habe ein simulantisches Gymnasium in (er nannte eine rheinische Stadt) besucht. Jawohl, wir hatten einen guten Lateinunterricht. Aber wie sah es mit der Charakterbildung aus? Wie katastrophal ist es, wenn im Deutsch- und Geschichtsunterricht das wieder niedergerissen wird, was die spärlichen Religionsstunden aufbauen. Die Charaktererziehung ist der Kern der Schulerziehung. Darum fordern wir die kath. Schule.“

Ib. Zu diesen typischen Gedankengängen erwidern wir folgendes:

1. Der Herr Schulorganisationskaplan will die selbständige Persönlichkeit erziehen, selbständig wohl gegen die „Dressur von heute“. Herr Kaplan, wenn von Dressur die Rede ist, dann schauen Sie bitte hinein in die Kirchenaesthetik und die in ihr auftretenden Erziehungsformen.

2. Die Erziehung der christlichen Persönlichkeit! Kein Wort dazu! Das ist interne Angelegenheit der Kirche und der Erziehung auf innerkirchlich-religiösem Boden.

3. Der Geistliche beansprucht die Erziehung der und zur deutschen Volksgemeinschaft. — Bitte nein! Die Erziehung der und zur deutschen Volksge-

meinschaft hat der deutsche Erziehungsstand übernommen. Möge der geistliche Stand sich auf die religiös-kirchliche Bildung und Erziehung beschränken; der völkisch-nationale Erziehungsstand wird die nationalpädagogische Bildung und Erziehung ausschließlich für sich beanspruchen. Nur so erscheint die Aussicht auf eine innere Volkwerdung, auf die Schaffung eines für alle gleichen und gemeinsamen nationalen Bewußtseins gewährleistet. Auch der deutsche Erziehungsstand versteht etwas von der Erziehung der Persönlichkeit und weiß „die Formung ihrer Gliedschaft im Sinne der Volksheit“ damit zu verbinden. Wir verzichten hier darauf, zu erörtern, ob die christliche Erziehung in den letzten Jahrhunderten nicht mehr Volkspaltung als Volksgemeinschaft gebracht hat.

4. Herr Kaplan! Ihren Ausführungen über die katastrophale Lage der Charakterbildung an ihrem Heimatgymnasium können wir nicht folgen. Auf alle Fälle halten Sie sich selber doch wohl nicht durch ihre Gymnasialerziehung für „charakterlich niedrigergerissen“. Wenn aber zwischen dem Religionsunterricht und dem deutschen Sprach- und Geschichtsunterricht gelegentlich Meinungsverschiedenheiten bestehen, so ist das sachlich-wissenschaftlich, nicht aber ohne weiteres in einem charakterlichen Minus ihrer Gymnasiallehrer begründet.

III. Schiedlich — friedlicher! Der deutsche Erziehungsstand übernimmt die nationale Erziehung mit der gleichen Selbständigkeit und Selbstverständlichkeit, mit der der kirchlich-priesterliche Stand die religiös-kirchliche Erziehung beansprucht. Inhalt seiner Bildungsarbeit ist das nationale Bildungsgut, wie das katholisch-konfessionelle Bildungsgut Inhalt der Bildungsaufgabe des Priesterstandes ist. Der nationale Erziehungsstand weiß sich ebenso selbständig, verpflichtet und verantwortungsbewußt gegenüber seinem Auftraggeber, dem völkischen Staat, wie der kath. Priesterstand ausschließlich seiner Kirche gegenüber sich verpflichtet und verantwortlich ansieht. Der deutsche Erziehungsstand wird ebenso sehr nationalen Korpsgeist zu wahren wissen, wie der religiös-kirchliche Erziehungsstand ja ausschließlich katholischen Korpsgeist pflegt. Fragen des Wertprimates sind nur rationalistische Angelegenheiten; das Leben wird die Dinge organisch zueinander ordnen.

Diese Erklärung künftiger deutscher Erzieher ist warm zu begrüßen. Ursache, Grund und Motiv hat sie nicht in Haß gegen Christentum und Kirche, sondern im Gefühl deutschen Wesens und dem Bewußtsein der deutschen Pflicht: junge Deutsche deutsch zu erziehen; es war ein französischer Kirchenfürst, der sagte: erst wurde ich als Franzose geboren, dann wurde ich getauft! Leider hat nie ein deutscher Bischof den gleichen Standpunkt zum Ausdruck gebracht. Sonst würden wir keinen politischen Katholizismus in Deutschland zu bekämpfen brauchen.

Kein aufmerksamer Leser der Erklärung wird behaupten können, daß die Einnahme ihres Standpunktes einen katholischen Deutschen hindere, den Pflichten seines religiösen Lebens gerecht zu werden: Der nationalsozialistische Staat macht Halt an der Grenze, jenseits derer das religiöse Gebiet beginnt.

Man sieht sich immer wieder versucht, zu fragen: sieht die Kirche wirklich nicht, daß hier eine organische Kraft wach geworden ist und sich von Jahr zu Jahr stärker entwickelt, keine „Welle“, die anschwimmt, gipfelt und sich dann verläuft? Diese Kraft und Bewegung ist keine „Politik“, sondern kommt mitten aus dem Volk heraus. Eine Tätigkeit und Ansprüche wie die der katholischen Schulorganisation können nur, sollen wohl auch, Keile in die Volksgemeinschaft treiben. Den religiösen Katholizismus wird man auf solche Weise nicht fördern.

Die Römische Kirche steht im Ruf unermesslicher Klugheit und Weisheit. Um die Vergangenheit wollen wir nicht streiten, aber seit einiger Zeit macht sie diesem Ruf nicht viel Ehre. Besonders mit der Psychologie steht es kümmerlich. Nicht die Deutschen sind es, die Konflikt suchen, indem sie Ansprüche stellen, welche die Grenzen ihres Rechtes und ihrer Möglichkeiten weit überschreiten.

„So reiß es aus!“

Die Evangelien Markus und Matthäus bringen die Aussprüche Jesu, die da fordern: ärgere deine Hand oder dein Fuß dich, so hau ihn ab und wirf ihn von dir. Es ist besser, daß du zum Leben lahm oder als Krüppel eingehst, als daß du zwei Füße hast und in die Hölle kommst. Ärgere dich dein Auge, so reiß es aus. Es ist dir besser, daß du einäugig zum Leben eingehst als daß du zwei Augen hast und in das höllische Feuer geworfen wirst!

Diese Aussprüche sind bekannt genug, auch sie werden in den Schulen gelernt. Die Frage wirft sich auf, was die germanische Moral und Sittlichkeit (§ 24 des Parteiprogramms) dazu sagt, wie sie sich zu den hier empfohlenen Verfahren stellen kann und muß. Gewiß dürfte es nicht wenige Christen geben, die mir mit einem gewissen Vorwurf sagen: wozu denn von diesen Dingen überhaupt sprechen, kein Mensch denkt daran, sich in unseren Zeiten danach zu richten, solche und andere Einzelheiten unter die Lupe zu nehmen, kann letzten Endes nur der bössartigen Absicht entspringen, dem Christentum wieder am Zeug zu flicken! — Das ist hier nicht die Absicht, sondern es liegt ein tatsächliches Bedürfnis vor, Klarheit abzuhängen, auch nicht zum wenigsten, daß christliche Meinungsäußerungen dazu erfolgen.

Jesus hat ein anderes Mal gesagt, als er vom Schwören sprach: du sollst auch bei deinem Kopf nicht schwören, denn du kannst kein einziges Haar darauf weiß oder schwarz machen! Im anderen Fall aber gibt er dem Menschen nicht nur freie Hand, sondern fordert geradezu Selbstverstümmelung für den Fall, daß eines der Glieder des Körpers einen Menschen „ärgert“. Das griechische Wort dafür an der betreffenden Stelle ist das Tätigkeitswort: skandalisieren, also etwa: wenn dich dein Fuß oder dein Auge oder deine Hand „skandalisiert“, mithin außer dir bringt! Die Schlussfolgerung Jesu: es ist besser, daß du ohne das Glied in das Reich Gottes gehst, als in seinem Besitz in die Hölle kommst, kann nur bedeuten: bist du nicht imstande, Regungen zu widerstehen, für deren Verwirklichung Auge, Hand oder Fuß dienen, Regungen, die du als schlecht, oder als zu schlechtem führend, erkennst, dann beraube dich dieser Glieder und damit der Möglichkeit der Ausführung des Schlechten!

Man kann sich Zustände rettungsloser persönlicher Verzweiflung denken, die zu solchen Akten zu führen vermögen. Jenes griechische Wort: skandalisieren läßt vielleicht auf die Voraussetzung eines solchen Zustandes der Verzweiflung schließen. Verzweiflung darf man nicht philosophisch wegwerfend beurteilen, aber auf sie gewissemaßen ein Gebot, eine Regel aufzubauen, die noch dazu allen Gesetzen des Lebens widerspricht, ist zum allermindesten bedenklich.

Wohl das berühmteste geschichtliche Beispiel ist das des Origenes, eines der bedeutendsten Lehrer der alten Kirche. Er vollzog an sich die Kastrierung, um sich so der „Welt“ gegenüber unempfindlich zu machen, und zwar hat ihn dazu bewußt und ausdrücklich jene Weisung Jesu veranlaßt. Es ist gewiß, gern zugegeben, eine persönliche Angelegenheit des Origenes gewesen, vielleicht würde er sonst nicht das erreicht haben, was er sich für sein Leben vorgezählt hatte. Verallgemeinerung und gar Uebertragung auf das deutsche Leben widerspricht dem deutschen Moral- und Sittlichkeitsgefühl und unserer Lebensanschauung schlechthin.

Im „Parisi“ behandelt Richard Wagner gerade dieses Problem in dem Zwiegespräch zwischen Klinglor und Rundru. Klinglor beschwört das Erscheinen der Rundru und gibt ihr den Auftrag, Parisial zu verführen; sie widerstrebt, er erklärt sich als ihr Meister, sie fragt: „aus welcher Macht?“ Klinglor:

„Ha! weil einzig an mir
Deine Macht nichts vermag.“

Rundru:
„Ha, ha! Bist du keusch?“

Klinglor:
„Was trägst du das, verfluchtes Weib? —
Fürchtbare Not!“

So laßt nun der Teufel mein,
daß ich einft nach dem Heiligen rang?
Fürchtbare Not!

Ungebändigten Sehnsüchtigen Pein!
Schrecklichster Triebe Hüllenbrang,
den ich zu Todeschweigen mir
zwang. (von mir geperrt)
lacht und höhnt er nun laut
durch dich des Teufels Braut?“

Klinglor zwang „schrecklichster Triebe Hüllenbrang“ zum Todeschweigen, hat also die Kastrierung an sich vorgenommen, als er „nach dem Heiligen rang“. Nachher

begriff er, daß ihm dieser Akt nicht „dem Heiligen“ näher gebracht hatte. Beiläufig bemerkt: wir sehen hier ganz ab von einer Beschäftigung mit, oder einer Kritik an jenem Keuschheitsideal der Grazeritter, das übrigens, in der Geschichte des Deutschen Ordens, seine sehr dunklen Reversoiten gehabt hat.

In einer anderen Stelle, Matth. 19, spricht Jesus von der Göttlichkeit der Ehe und verwirft die Mosaischen Schieds-gesetze. Die Jünger meinten: dann sei die Ehe eine schlechte Sache. Darauf spricht Jesus von Eunuchen: es gebe Eunuchen von Geburt, ferner von Menschen Verschchnittene, schließlich solche, „die sich selbst verschneiden haben um des Himmelreichs willen“. Das ist also wieder derselbe Gedanke!

Der Punkt, auf den es ankommt, ist der, daß Selbstverstümmelungen den inneren Menschen nicht bessern, oft durch alle möglichen physischen und seelischen Rückwirkungen im Gegenteil! Sokrates sagte: er habe alle Leidenschaften gehabt, sie aber durch seinen Logos in sich gebändigt, ähnlich hat sich Goethe ausgesprochen; ein Ideal, das gewiß von sehr wenigen Menschen mit starken Leidenschaften und Trieben erreicht wird, das aber unserer Auffassung nach — um wieder mit dem § 24 des Parteiprogramms zu sprechen, dem germanischen Moral- und Sittlichkeitsgefühl entspricht.

Ueber Verzweiflungsakte wird, wie gesagt, das germanische Moral- und Sittlichkeitsgefühl nicht urteilen, sie höchstens beklagen. Gegen sich selbst gerichtete Verstümmelung irgendwelcher Art als Regel für etwaige Verzweiflungszustände zu empfehlen, entspricht diesem unserem Gefühl sicher nicht. Es ist geradezu verwerflich und gefährlich und kann von persönlich schlimmsten Folgen sein, ist es auch öfter gewesen, als viele annehmen, wenn im konfessionellen Unterricht diese Forderung Jesu erläutert und die Nutzenwendung aus ihr gezogen wird; wenn wortgläubige Christen sagen: das müßt ihr tun, um in das

Reich Gottes zu gelangen, wenn ihr anders nicht der Sünde zu entgehen vermögt!

Auch in diesem Falle kann kein Zweifel darüber sein, daß die Vorschrift Jesu: wenn dich deine Hand ärgert! usw. dem germanischen Moral- und Sittlichkeitsgefühl nicht entspricht. Gerade in dem hervorgehobenen Fall können bei Jugendlichen, es ist auch schon bei Älteren vorgekommen, schwerste Gewissenskonflikte eintreten, auch mit deren äußerster Konsequenz: dem Selbstmord.

Wir haben keinen Anlaß, unsererseits wieder den von Jesus hier eingenommenen Standpunkt an sich abfällig zu kritisieren. Er sprach unter Verhältnissen und in einer Umwelt, die wir heute im einzelnen nicht beurteilen können. Jüdisches freilich ist hier nicht in dem Gedanken solcher Selbstverstümmelungen enthalten, einmal lag das moralische Gebiet überhaupt dem Juden fern, und ein Jude, der ob seiner Triebe willen Selbstverstümmelung irgendwelcher Art begangen hätte, ist uns nicht denkbar. Im Orient, überhaupt in der ganzen Mittelmeerwelt ging man freilich mit dem Körper des anderen sehr summarisch um, vom Kastrieren zum Blenden, zum Abschneiden der Daunen, der Hände usw. usw. Auch gab es Sekten, welche die Fortpflanzung und den geschlechtlichen Verkehr verabscheuten; so später auch Markion und seine Anhänger.

Für die Christen sind die Evangelien Gottes Wort. Die Bibelkritik hat man auf die Dauer nicht hindern können und sich ihr allmählich in vielen Dingen angepaßt, aber kein Christ, der auf dem Boden seines Bekenntnisses steht, darf noch, kann er sich innerlich unterfangen, eine moralische Kritik an Aussprüchen Jesu zu üben oder gar zu sagen: dieser Ausspruch, diese Vorschrift widerspricht meinem innersten Gefühl einer Moral und Sittlichkeit, die mit und in mir geboren ist, — also kann sie nicht anerkennen!

Allgemein ist also nicht zu bestreiten, daß hier ein tiefer unausgleichbarer Konflikt besteht. Er läßt sich nicht dadurch aus der Welt schaffen, daß man etwa sagt: das ist doch für die Lebenswirklichkeit ganz gleichgültig; welcher Mensch denkt denn heutzutage an solche Handlungen!

Seltame Pfingst-Gedanken

Von Fritz Rudnig

Dreitausend Seelen wurden der Gemeinde Christi am Tage der Ausgießung des Heiligen Geistes gewonnen, wie die Apostelgeschichte St. Lucä erzählt. Hunderte von Millionen zählen sich heute dieser Gemeinde zu. Eine ungeheure Gemeinschaft, die nur noch in der buddhistischen Iresgleichen hat. Eine gewaltige religiöse Macht! müßte man schließen, wenn hinter diesen hunderten Millionen Christen noch die Macht stände, die der ersten Christengemeinde Ursprung und Quellkraft war, eben die Macht des Religiösen.

War diese Macht aber nicht seit langem im Schwinden begriffen, so daß die Mehrheit dieser 500 Millionen Christen nur noch eine tote Zahl, nicht eine wirklich lebendige religiöse Kraft darstellte?

Die Gründe dafür sind kaum ein Geheimnis. Der Aufschwung der Wissenschaften, mit deren Ergebnissen die Kirche nicht Schritt zu halten verstand, gibt vielleicht die wichtigste Erklärung jener Tatsache. Die Naturwissenschaft insbesondere eroberte sich täglich neues Wissen, das dem bedingungslosen Glauben (aller Art!) mehr und mehr Abbruch tat. Und wenn auch die Tatsache bekannt ist, daß das Wissen von gestern schon nicht mehr das Wissen von heute ist (weil die Wissenschaft zu einem stets „Neuheiten“ bringenden „Kunstgewerbe der Hypothesenbildung“ geworden war, wie Spengler einmal sagte; was dem „Wissen“ gegenüber immerhin etwas bedenklich stimmen sollte), so bleibt doch die weitere Tatsache bestehen, daß die christliche Weltanschauung der wissenschaftlichen gegenüber seit langem unhaltbar geworden war. Das allein hat zweifellos eine ungemein große Anzahl der heutigen Menschen dem Glauben entfremdet.

Die wenigsten Menschen gehen ja selber den Erscheinungen des Lebens — oder auch nur denen ihres persönlichen Schicksals — so weit auf den Grund, daß ihnen aus den Tiefen der Dinge das Wissen erwächst, daß es einen Urgrund aller Dinge gibt und geben muß, dem — sei er, was er wolle — tiefste Ehrfurcht gebührt; schon deshalb, weil er der ewige, selbstschöpferische Urquell alles Lebendigen ist. Daß schon das Leben an sich ein einziges Wunder ist (vor dem auch die Wissenschaft, und gerade sie, heute ebenso hilflos steht wie je), ist ja dem Ungläubigsten offenbar.

Ob nun diese Erkenntnis zu der Annahme eines persönlichen Schöpfers führt oder nicht, ist nicht sie allein schon ein un-

umstößliches Fundament für Religion an sich? Dann ist Religion im tiefsten Sinne etwas anderes, als die seelische Verbindung des menschlichen Ichs mit seinem kosmischen Ursprung, mit dem göttlichen All, die ehfurchtliche Ein- und Unterordnung des Zeitbedingten unter das Unvergänglich-Schöpferische?

Wenn man unvoreingenommen die wesentlichen Welt-Religionen überschaut, drängt sich einem unwillkürlich die Erkenntnis auf, daß sie alle im tiefsten Grunde etwas Gemeinsames haben, so sehr der äußere Ansehen auch dagegen sprechen mag. Alle Religionen wachsen aus ein und derselben Wurzel!

Das Wissen um diese gemeinsame Ursprungswurzel der Religion ist den meisten — nicht zuletzt den Dienern der Kirche — leider verloren gegangen. Daher immer wieder das gegenseitige Mißverstehen, der sinnlose Kampf der einzelnen Bekenntnisse. Man klebt zu sehr an Buchstaben, an äußeren Formen, wodurch das einzig Wesentliche: der lebendige Geist, verzerrt, wenn nicht getötet wird.

Das wahre Sein wird verdeckt, wird verschattet durch das Sinn-Bild. Doch das Sinn-Bild ist eben sinnlos geworden; weil die wenigsten die geistige Kraft besitzen, es von innen her zu begreifen! — So verloren wir (aus geistiger Unkraft) auch den letzten Glauben an das wahre, ewige Sein.

Kein Wunder, wenn die Kirchen leerer wurden von Tag zu Tag. — Die meisten der Kirchen-Flüchtigen gingen nun aber nicht nur der Kirche, sie gingen, was wesentlich schwerer wiegt, der Religion verloren — und damit sich selbst. Denn wer den Glauben an einen tieferen Sinn des Seins verliert, verliert sich selbst, weil er seinen eigenen Sinn, das Wissen um seine innere Aufgabe verloren hat!

Die Wurzellosigkeit der modernen Menschheit hat ihren letzten Grund in dieser Religions-Entfremdung! Aus der seelischen Wurzellosigkeit wuchs alles andere Uebel. Aus ihr wuchs in der eben vergangenen Zeit die immer mehr um sich greifende geistige Verflachung (trotz verbesserter Schulbildung), die überhand nehmende Charakterlosigkeit der einzelnen reie ganzer Verbände (man denke nur an die damals allerorten blühenden Großschieber-Geschäfte [Kruppelsteier Art]); aus jener Haltlosigkeit der Seele wuchs die mehr und mehr um sich greifende Bier-

nach äußeren Gütern und Genüssen. Auf der anderen Seite ergab sich daraus von selber die Faltung der Menge gegenüber allen wahren Gütern der Kultur, nicht zuletzt der Kunst (die höchste, die religiöse Kunst war zu einem Gegenstand des Spottes für weiteste Kreise, insbesondere für die meisten Zeitungsschreiber geworden).

Der Begriff der sogenannten „neuen Sachlichkeit“ etwa, der zeitweise in fast jeder Zeitungspalte das neue Evangelium bildete, drückte die damalige innere Verfassung des Menschen deutlicher aus, als viele ahnten.

„Alle aber, die gläubig geworden waren, waren beieinander und hielten alle Dinge gemein. Ihre Güter und Habe verkauften sie und teilten sie aus unter alle, nach dem jedermann not war“ — so steht in dem Pfingst-Kapitel der Apostelgeschichte.

„Liebet euch untereinander!“ steht an anderer Stelle. Was waren uns aber solche Schriftstellen geworden, die zugleich das Tiefste des Menschentums und das höchste göttliche Gesetz enthalten? Gegenstand zynischen Witzes! — Mitteilen eigener Güter an den Bruder? Wahnsinn! — Nächstenliebe? Kindische Forderung von Gehirnslosen!

Und doch liegt in der Annäherung an diese Forderungen — allerdings nicht nach Art kommunistischer Parteiprogramme! — das Heil der Menschheit. Ist die vom Nationalsozialismus angestrebte Volksgemeinschaft nicht der erste Schritt einer neuen Menschheit auf diesem Wege? —

Alle Weisen sagen, zum Höchsten komme man nur auf dem Wege über die Selbst-Erkennntnis. Wie fern waren wir gerade dieser Selbst-Erkennntnis in den vergangenen Jahrzehnten! — Ach, wären wir doch wirklich sachlicher, d. h. wahrhafter, gerechter!, vor allem auch unserem Inneren gegenüber gewesen! Wir hätten bei solch sachlicher Aufmerksamkeit nach innen hin bald, sehr bald, eine lange überhörte Stimme vernommen, die Stimme unserer Seele: Es gilt nicht nur den „Sachen“ gegenüber sachlich zu sein, sondern auch dem Geiste gegenüber.

Aber wir hatten ja immer nur Sorge um das Wohlergehen unseres Leibes! So verkümmerte uns die Seele und damit das Aufnahmevermögen für die tiefsten (die einzig wahren) Dinge. Die Seele ist, solange sie wirklich gesund, die lebendige Mittlerin, die Brücke zwischen Körper und Geist, zwischen Irdischem und Himmlischem, zwischen der Menschheit und der Gottheit.

Ist sie krank, ist sie verstockt, wird sie tates Gestein, das uns zu Boden zieht, das uns die Flugkraft zur Sonne raubt, statt sie uns zu geben.

Haben wir selber aber noch solche Kraft, unser verhärtetes Ich dem Göttlichen aufzuschließen? Sind wir nicht zu selbst-bemüht geworden? Ist unser Eigen-Wille nicht zu sehr erstarkt, als daß wir es noch lernen könnten, uns einem höheren Willen zu ergeben, gleich den alten Mystikern, die so selig von ihrer Vereinigung mit dem Einzig-Einen stammelten?

Solche Vereinigung setzt immer die eigene Verinnerlichung voraus, die Vereinigung unseres eigenen Lebens mit dem großen kosmischen Leben. Werden wir diese Verinnerlichung je erlangen können nach dem Abfall von unserm eigenen Innersten, von dem Göttlichen in uns?

In der reinen Gottes-Natur (die uns ein böser Irrglaube zur „gefallenen“, zur „sündhaften“ Natur gemacht hatte!) — in der reinen Gottes-Natur tun auch wir Entinnerlichten dann und wann zu jenem mythischen Zustand der „Selbst-Aufgabe“, der glückseligen Hingabe ans Göttliche, wenigstens einen kleinen Schritt! Da weht auch für uns innerlich Verstockte der Atem der großen Gottheit immer noch am stärksten und süßlichsten. Da werden wir trostlosen Alltäglinge wieder selige Kinder des Alls.

So laßt uns denn, immer, so oft es geht, in diese Gottes-Welt ziehen mit pfingstlich aufgetanen Herzen und Seelen! Laßt uns in die Felder, in die Wälder, ans Meer und in die Dünen wandern. Ja, genügt nicht schon ein Stücklein blumenüberblühten Rasens oder Weggrases, um uns die ganzen Wunder der Schöpfung schauen zu lassen?

So eint gottverlassen kann kein menschliches Wesen sein, daß es, dem blühenden Segen der Erde und der Sonne hingegeben, sich nicht wenigstens für Augenblicke über den grauen Alltag erheben und einmünden könnte in den heiligen Urstrom des Ewig-Schöpferischen, für das alles Sichtbare ja nur äußere Form und hinweisendes Sinnbild ist!

Ja, so wollen wir uns immer wieder auf den Weg machen in die schöne Natur — wissend, daß sie das Kleid der lebendigen Gottheit ist und mit dem Willen, daß der heilige Gottes-Geist auch über uns kommen möge in seiner beglückenden Fülle; damit auch wir jeden Tag zu Rindern und Lobsingern dessen werden, der war, ist und sein wird von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Geist und Zeit

Folge 22

Unterhaltender Teil des „Reichswart“

30. Mai 1936

Sohn zweier Rassen

Roman von Edith Gräfin Salzburg

Nach einem Stoff von C. Freiherr von Moltke

11. Fortsetzung

Die Liebe geliebt. Wurde das auch jedem Schicksal zuteil? Jetzt fragte sie es sich oft tiefsinnig, auch heute, da sie den Waldweg entlangging in der Spätnachmittagsstunde. Sie war im Forsthaus gewesen, mit einem Auftrag von Frau Peterfen, dabei Fritz entweichen, der sie begleiten wollte. Alle solche gemeinsamen Gänge mied sie, so schwer ihr das wurde. Außerlich hielt sie sich fest in der Hand. Aber sie mußte sich besiegt in ihrem Herzen. Der Sturm war mit ihm in ihr Leben gekommen, mit Fritz Peterfen, gegen ihre bessere Ueberzeugung, gegen ihr Wollen liebte sie ihn. Und diese Liebe war tragisch, mit einer grenzenlosen Scheu verbunden. Sie hatte nichts fröhlich Glücksbewußtes, sie kroch im Zwielicht, nach einem Halte tastend, an Abgründen hin. Was er in ihr geweckt, empfand sie schmerzhaft wie eine Wunde, aus der das Lebensblut tropfte, deren Heilung man aber nicht begehrte, eher fürchtete. Sie stöhnte auf. Eine alte Bank unter Haselgebüsch, noch lieb aus der Kinderzeit, da man diese Büsche gründlich geplündert, sprach zu ihr: „Komm wieder zu mir. Setz dich her. Besinne dich. Was ist über dich gekommen? Meine Früchte sind reif. Sie locken dich nicht mehr?“

Sie setzte sich. Falbes Gras ohne Blumen, dunkelgrünes Moos, weich wie Sammet, deckten den Boden. Ringsum war das Farbenpiel der Büsche, unwandelbarer Bäume ernstes Grün. Unter einem glühte ein feuerroter Fliegenschwamm. An Zweigen schimmerten rote Vogelkirschen wie purpurnes Glas. Der Geist des Waldes huschte in seinem Dome. Es war schön hier. Man ruhte aus vom Menschentum. Nur leise klang die Glocke aus dem Dorf herüber. Lange sah Inge so da, ratlos vor sich selbst, müde von den streng bekämpften Wünschen ihrer Jugend. Wenn Fritz jetzt da auftauchte im Wald? — Er schlich ihr doch immer nach. — So war es auch heute. Sie wunderte sich gar nicht, daß sie ihn kommen sah, mit diesem leisen hastigen Schritt, der ihm eigen war. Er sah sie sofort, trat heran. Eine Zeitlang hatten sie beide stumm geessen. Furcht empfand sie keine vor ihm. Er hatte sich, ihr gegenüber nicht mehr vergessen. Plötzlich sagte ihre Stimme, ohne recht zu wissen, was sie redete, wie gegen ihren eignen Willen: „Wo ist dein Ring? Du trägst ihn nicht mehr.“

„Nein. Ich habe ihn abfeilen lassen.“

„Warum?“

„Deinetwegen“, sagte er kurz. „Ich lieb dich doch. Du weißt das ja längst.“

Sie fand keine Antwort.

„Und du liebst mich auch. Das war gleich von Beginn an so, Inge. Dagegen kann man nichts tun.“

„Nichts tun“, hatte sie das Wort wirklich wiederholt, war nicht in trotziger Abwehr einer ungeheuren Versuchung aufgesprungen, davon gestürzt? Nein. Sie wiederholte bloß: — nichts tun.“

Er nickte. „Alle diese Hindernisse und Geschichten, die ihr hier macht, es ist so vollkommen verkehrt. Bei uns drüben, da lebt man natürlicher, schöner.“

Seine Hand griff, beinahe zaghaft, nach der ihren, umschloß sie dann fest. „Liebe ist ein Befehl von oben. Da muß man gehorchen.“ Seine Stimme wurde weich. „Du weißt es doch selbst, daß du am Ende bist mit deinem Widerstand. Befreie dich. Gib dich, damit ich dich nicht zu holen brauche. Das alles klang märchenhaft und offenbarungsreich in eine karg gewohnte junge Seele. „Gib dich, damit ich dich nicht zu holen brauche.“

— — — Spät abends stand sie dann in ihrem Zimmer, blaß vor Erregung, schauernd vor Furcht. Hatte sie wirklich so wehrlos in seinen Armen gelegen, sich fesseln lassen für alle Zeit? Immer wieder hörte sie die heiße Stimme raunen, in der fremde Töne anklangen, fremde Gewalten. War das die große Leidenschaft des Lebens, war es wirklich der Liebe hohes Lied? Etwas in ihr sprach: nein, und wollte nicht schweigen. Aber dafür war es ja doch zu spät. Was hatte er noch gesagt?

„Denke doch, wie auch die Großmutter selig sein wird.“

Inge sah grübelnd vor sich hin. Würde sie wirklich zufrieden sein, die alte Frau mit der unbestechlichen Seele, die das Pflegekind liebte und dem Enkel nicht vertraute. Das war keine Natur, die einen Menschen opferte, um einen anderen, eine Familie zu retten. Würde die alte Frau Peterfen zufrieden sein?

10.

Nein. Sie war es nicht. Als das Mädchen in seiner großen Ehrlichkeit gleich am nächsten Morgen kam, um

ihr alles zu berichten, da erschrak sie heftig. Ihre Augen, in denen das Sichbescheiden des Alters war, trübten sich.

„Er hat es gewagt?“ sagte sie stammelnd. „Er magt es, und trägt dabei den Ring der Blutsfremden?“

„Er trägt ihn nicht mehr. Der Ring ist fort.“

„Das bedeutet?“

„Daß er sich frei gemacht hat.“

„Er sagte dir das?“

„Es lag in seinen Worten.“

„Warst du nicht verwirrt, verstandest du nicht falsch?“

„Wie sollt ich.“ Es klang herb, dennoch zitternd, aus einem tiefen Unterton der Angst heraus.

Frau Peterfen seufzte schwer. „Du weißt, daß es die höchste Freude meines Lebens bedeuten würde“, sagte sie, „nach den großen Entfaltungen, den bitteren Leiden endlich eine Erfüllung. Kleine brave Inge, ich habe dich ja so lieb. Ich darf dir nur das Beste wünschen. Robert, den hast du abgewiesen. Antworte mir nicht. Ich weiß es nicht von ihm, aber ich fühle es.“

„Sage selbst, konnte ich ihm denn ein Ja geben, von dem andern ganz erfüllt?“

„Das konntest du gewiß nicht.“

„Fritz war in mir von erster Stunde an.“

„Und wenn das doch nur eine Verwirrung der Gefühle bedeutet, Inge? Wenn das, was dich zu ihm treibt, eben doch nur das Fremde in seinem Blute ist? Der besondern Reiz, mit seinen besonderen Befahren? Sie sollten ja eher entfernen, diese Dinge, aber es ist das Unheil deutscher Art, daß sie wehrlos wird gegenüber der Fremde und ihr verfällt.“

„Großmutter, wie es auch sei, ich liebe ihn. Das ist stärker als alles. Ich will zwischen ihm sein und seinen Versuchungen und Gefahren. Ich will ihm helfen. Er soll uns, er soll dem Volk seines Vaters ganz gehören. Wenn auf der Insel alles geregelt ist, werden wir zurückkommen und hier leben. Es handelt sich nur um ein paar Jahre. Dann gebe ich ihn seinem natürlichen Vaterland zurück. Ist das nicht ein Ziel, für dessen Erfüllung man etwas wagen, etwas erdulden muß? Gewiß, es kann eine Zeit des Kampfes für mich kommen, aber mein ganzes Herz geht in diesen Kampf.“

Sie warf sich in die Arme der alten Frau. Der war es, als hielte sie plötzlich statt des kühlen Nordlandmädchens, das sie immer gekannt, eine Flamme im Arm, bereit, auf dem Altar höchst gesteigerten Lebens zu lodern, wenn es sein mußte, in Asche aufzugehen. Sie gab den Widerstand auf, den ihr Gewissen gefordert. Aber sie glaubte auch weiter an den Enkel nicht. Ihr bangte um ihn und vor ihm.

Als ein ganzer Tag verging, ohne daß Fritz sie zu sprechen verlangte, ließ sie ihn rufen. Er kam erst spät, trat in den Gartensaal. Da sah sie allein, sah ihm entgegen, ohne Lächeln. „Du hast mir eine Mitteilung zu machen. Ich warte auf sie.“ „Inge hat also bereits geplaudert. Sie hat es eilig.“ Er lachte gezwungen, zögernd stand er da. Der Tag hatte Post aus Haiti gebracht, einen Brief von der Mutter und einen, dessen betäubender Duft sogar die Seereise überdauert. Er war auf phantastischem Papier geschrieben, mit einem Gekrakel französischer und fremder Hieroglyphen bedeckt. Peterfen hatte beide Briefe gleich verbrannt, war dann im Kontor übelster Laune gewesen.

„Du hast um Inge Oldenkopp geworben, sie soll also deine Frau werden?“

„Wenn du es doch schon weißt?“

„Du hattest mir das augenblicklich mitzuteilen. Es ist beschämend, wie du dich benimmst. Du hättest überhaupt zu mir kommen müssen, zuerst zu mir.“

„Wie ihr das so gern habt, der Kotau vor den Alten, ihre tyrannische Vorherrschaft. Nein, dafür bin ich nicht zu haben. Ich handle, wie es mir paßt.“

„Du brauchst mich also nicht?“

Jetzt erschrak er heftig. „Aber Großmutter“, sagte er eingeschüchert. „Du hast summarische Ausdrücke wie ein alter Preußen-Oberst.“ Er ging geschmeidig auf sie zu, küßte ihr die Hände.

„Laß das“

„Jetzt fange doch endlich an, mir zu gratulieren, Großmutter. Es ist ja so ganz nach deinem Sinn, alte Dame. Erfüllter Traum usw. Glaubst du, ich kenne die Lyrik deiner Seele nicht? Ich weiß schon, und erwarte eine kleine Anerkennung.“

„Ich habe längst auf die Erfüllung meiner Wünsche zu verzichten gelernt.“

„Also du willst nicht, daß Inge und ich —“, es klang gezwungen scherzhaft, aber schon gereizt.

„Ich hatte mir Inge neben Robert gedacht.“

„Da irrtest du gründlich, sie nahm ihn nicht!“

„Nein.“

„Jetzt sage nur noch, daß es dir leid tut.“

„Sie wäre bei ihm geborgen gewesen.“

Der Enkel verfährt sich vor Zorn, aber auch vor Schreck. Die ganze Unbeugsamkeit dieser Natur, dieses dem eigenen Vorteil in den tiefsten Dingen des Lebens Abgewandte durchdrang doch seine Oberflächlichkeit. Da war sie, diese Starrheit, an der alles Persönliche scheiterte, nur ein Ehrbewußtsein redete, und eine Pflicht, mit Mauern, die konnte man nicht einrennen.

„Ich bin dir nicht so viel, als ich hoffte, Großmutter.“

Es klang plötzlich demütig, bittend. Sie dachte daran, wie er als Kind zitternd in seinem Bett geessen, zu Tod erschreckt durch ihren bloßen Blick. Ein trauriges Mitleid ergriff sie. Hier war keine Beharrlichkeit. Hier duckte eine Natur, wenn man sie angriff, suchte sie sich dann ihre Wege im Dunkeln?

„Setz dich, Fritz. Hierher. Nicht so gegen das Licht, wie eine Modedame, die ihren Teint verflecken muß. Ich will dich sehen.“

„Du behandelst mich wie einen Schuljungen.“

„Höre, Fritz, du bist von Haiti gekommen, heimlich verlobt. Du trugst am Finger den Ring einer Farbigen, die zügellos sein soll.“

„Du hast wohl spionieren lassen?“

„Die Sache war öffentliches Geheimnis. Ich mußte sogar hier zweideutige Glückwünsche abweisen.“

„Ich war doch gar nicht richtig verlobt?“

„Dann tut mir sogar die Farbige leid, die du kompromittiert hast.“

„Der Vater wollte es doch durchaus nicht. Ganz kurz vor seinem Tode sagte er, ich sollte mich hierher retten, solle mit dir reden.“

„Du hast nicht geredet. Aber du warst sofort um Inge in einer Art, wie sie bei uns nicht gebräuchlich ist. Lächle nicht. Dieses Lächeln selbstgefälliger Verführersicherheit ist mir widerlich.“

„Du bist eine Ausnahme deines Geschlechtes.“

„Weiß diese Farbige, daß du sie aufgibst?“

„Zeremonien habe ich dabei keine gemacht, Großmutter. So was ist da unten Gott sei Dank nicht notwendig. Ich habe einfach der Mutter das Notwendige geschrieben, das sie wissen muß. Ich sehe ein, daß du mir mehr sein mußt, als solch eine Tändelei. Ich bitte dich nur um eins: behandle mich jetzt besser, würdiger, nachdem doch Inge neben mir steht.“

„Also, das geschieht meines Geldes halber.“ Die alte Frau sprach es trocken, ja rüde aus. Das sensitive Zusammensucken des jungen Mannes berührte sie gar nicht. Er sagte klagend:

„Ist es so verächtlich, wenn ein Enkel die Herrenstelle in seinem Hause beansprucht?“

„Das verüble ich dir nicht.“

„Ich möchte neben dir Führer im Geschäft sein.“

„Aus dem Blut, das in dir stärker ist als das des Vaters, werden keine Führer geboren. Abenteuer, Gewaltmenschen — ja. Tatsachenmänner, die etwas durchführen und höher bringen in unserm Sinn — nein! Sonst wären die Weißen aus eurer famosen schwarzen Republik längst vertrieben, statt immer wieder die wirklichen Herren und Ausnutzer der Insel zu werden, ihre Gläubiger.“

„Du traust mir nichts zu“, schrie er mühtend.

„Ich werde dir Gelegenheit geben, mein Urteil zu beeinflussen. Wenn ihr verheiratet seid, Inge und du, dann sollt ihr zusammen gleiche Rechte bekommen. Auch war sie längst zu deiner Miterbin bestimmt. Du sollst durch gemeinsame Pflichten und Interessen mit ihr zusammenhängen, sollst ihre Wege, denen ich vollkommen vertraue, zu gehen haben. Sie ist klug, taktvoll, äußerst geschäftstüchtig und dabei großzügig. Ich übe durch sie einen Druck aus, damit du sie immer unbedingt respektieren mußt. Das sage ich ganz aufrichtig, ich schütze sie. Bernimm es als Warnung.“

„Großmutter, an solchen Dingen stirbt die Liebe.“

Er stieß es heraus, sah vor Wut.

Sie sagte kalt: „Dann war es keine. Ich habe heute meine Bestimmungen getroffen, die sind unerschütterlich. Lies sie. Ueberlege, was du dir zutrauen kannst, und tritt zurück, wenn du es für nötig findest. Ich werde es Inge tragen lehren. Herr Andrißen hat den Auftrag, dich genau über meine Entschlüsse zu unterrichten, sie sind zu nehmen, Fritz, oder zu lassen.“

„Und wenn ich sie lasse?“

„Dann mag Haiti deine bleibende Welt werden, ich trenne, was an unserm Besitz gemeinsam ist. Wenn du die Farbige freist, hast du von mir nichts mehr zu erwarten. Ich gab schon weit über das hinaus, was ich geben muß. Meine Firma geht dann in rein deutsche Hände, und zwischen uns muß alles zu Ende sein. Mein Alter verlangt Frieden. Ich habe gelitten über dreißig Jahre, was man nicht erliden soll.“ Es kam so erschütternd tief aus einem getroffenen Herzen, daß sich etwas

rührte in des Enkels Brust. Er stand auf, ging hinaus, kam mit Inge wieder.

„Hier ist meine Braut, Großmutter. Nimm uns ans Herz.“

Bald darauf wurde die Verlobung offiziell bekanntgegeben.

Fritz Petersen hatte an seine Mutter folgendes geschrieben:

„Es hilft uns nichts. Wir kriegen die Alte nicht herum. Ich soll überhaupt erst menschenwürdig behandelt werden, wenn ich mir eine deutsche Frau nehme, die sie durch und durch kennt. Ich muß es also tun. Und da ist auch noch des Vaters Verbot, sein letzter Appell an mich. Ueber den kann ich nicht hinwegkommen. Es ist mir lästig, wenn ich Gewissensbisse habe. Du mußt es-Claire beibringen, daß ich verheiratet zurückkommen werde. Selbständig bin ich dann auch nicht, aber ich kann die Kontrolle doch sehr erweitern, denn die ist dann verkörpert in meiner in mich verliebten Frau. Diese Verliebtheit werden wir ausnützen, was mami? Que diable! Der Mensch muß Atemfreiheit haben. Wie er sich ihrer bemächtigt, ist seine Sache. Meine Teutonenbraut, Du hast sie als Kind gesehen, ist nicht das Allerärzteste dieses germanischen Schlags. Es könnte noch viel schlimmer sein. Ihre Füße sind ziemlich klein (was Du ja nicht finden wirst), ihre Handschuhnummer ist 6½. Alles an ihr ist echt. Ich glaube nicht, daß sie abends etwas von sich legt. Sie wäscht sich mit kaltem Wasser und kann Parfüm nicht leiden. Das ist die Schule Großmutter Petersens. Sie kleidet sich teuer, deutsche Mode; alles ist glatt, fest und ordentlich, anders wie bei Dir, mami. Dann ist meine Braut noch wirklich sehr hübsch, superklug und vor allem gänzlich in mich vernarrt, auf germanisch skrupelvolle Weise. Ich liege dauernd unter zwei Lupen, aber ich zapple dennoch. Ich bin auch in Inge verschossen. Du wirst das pervers nennen, oder — wenn du gut aufgelegte bist, sehr pikant. Inge besitzt ein eigenes Vermögen. Die Großmutter staltet sie fürstlich aus, fürstlich nach ihren Begriffen. Auch alles solid und dauerhaft. Dann ist ein Ehekontrakt aufgesetzt worden. Da sind Fußangeln drin. Das halbe Vermögen meiner Braut wird sichergestellt. Sie bekommt selbständig ein großes Taschengeld. Dazu muß ich natürlich schweigen. Aber, da es schwache Stunden gibt, wird sie mir schon etwas borgen. Geid vernünftig, Ihr Haiti-Leute und erschwert es mir nicht. Mir ist oft sauer genug zumute. Und dann lächle ich besonders süß, worauf aber nur die Kleine hereinfällt, Großmutter leidet nicht. Warum eine solche Großmama gerade mir? Sie ist von dem Schlag, der nie senil wird. Der ist sonst nur in den Freiheitskriegen gut zu verwenden, wie diese Germanen sie von Zeit zu Zeit inszenieren. Da paßt Großmutter blendend hin. Ich aber bin kein Schill. Setze schleunigst ein briefliches Rächeln auf, mami und schicke es mit gut lesbarer Adresse ab, sobald als möglich.“

Die Großmutter ist über Dich sehr verschupft. Du schreibst auch wirklich fortwährend nach Geld. Meine Heirat wird bald vollzogen werden, schreibe also gleich, daß Du durchaus nicht kommen kannst. Beherrsche Dich. Du kannst es ja anderswo nachholen, nur nicht am echten Porzellan, das Vater gesammelt hat. Was Inge betrifft, so ist sie eigentlich ganz einfach zu nehmen, ihre Hauptorgane sind Herz und Gewissen. In mancherlei Dingen ist sie nicht zu bändigen, aber zu lieben versteht sie, auf preußisch natürlich! Hinter ihrer weißen Kälte lodert es. Und wenn man nur ein bißchen nachlegt, glüht so was für ein Leben. Also — bitte verdirb nichts. Bis wir kommen, muß Deine erste Wut verraucht sein. Eins magst Du der süßen gefährlichen Claire ins Ohr flüstern: eine Weiße kann ihr bei mir nichts nehmen. Das ist alles so anders. Schreib mir erst, wenn Ihr Euch ausgetobt habt, Ihr Beide. Es ist angenehmer. Ta—ta.

Euer Fred.“

Während dieser Brief übers Meer ging, bekamen Hamburgs beste Kreise ein interessantes Brautpaar zu sehen. Fritz war jetzt ganz Deutscher, ernst, gehalten — anders wie bisher. Frau Esther Schochem stöhnte hörbar, als er ihr seine Verlobung mitteilte, denn damit endete ihr Verkehr mit ihm. Diese Braut würde ihr Haus nie betreten. Sie hatten zusammen eine sentimentale Abschiedsstunde — mit gewähltem Alkohol — die sich in die Länge zog. Sie prophezeite ihm die trostlosesten Dinge. Herr Schochem aber, der an diesem Tage wieder einmal besonders demütig dreinschaute, nachdem er vormittags durch eine Börsenpanik viele geschädigt, gratulierte seinem jungen Freunde mit Tränen in den Augen und einem frommen Hebräerspruch voll Segen. Dazu wurde Sekt getrunken. Inge wußte von diesem Verkehr nichts. So begann ihre Zusammengehörigkeit damit, daß er die Um- und Innenwelt genau kannte, während sie von der seinen gar nichts wußte, nur darauf angewiesen, ihm zu glauben. Das junge Mädchen mußte sich manchmal sagen: das nun ist meines Lebens großes Fest, sein Höhepunkt, die Krone der Erfüllung. Dann stahl sich ihr Blick in des Erwählten Gesicht. Wie unkompliziert er ihr jetzt erschien. Wie leicht war er zu nehmen. Sie ahnte nicht, was für jähzornige Gedanken ihn erfüllten. Die volle Teilhaberschaft seiner zukünftigen Frau, ihr Widerspruchsrecht in alle Geschäfte erschienen ihm unmöglich. Einmal ließ er sich hinreißen, anzudeuten, man solle in ihrem Interesse das abschwächen, um ihm später Gewaltakte zu ersparen. Mit Gier wartete er auf den Triumph, daß Robert heimkehre und erfahre, was geschehen war, wartete auf die erzwungenen Glückwünsche aus seinem Mund. Robert erschien. Die Glückwünsche kamen nicht. Schließlich zur Rede gestellt, sagte er sachlich: „Entschuldige mich. Ich lüge nie. In dieser Verbindung kann ich kein Glück sehen, auch keine Vernunft. Alles andere eher.“

(Fortsetzung folgt)

und bin überzeugt, daß diejenigen, welche sie gelesen haben, den Verfasser nothwendig hochachten müssen. Niemand wird Ihnen dies versagen können, und deshalb bitte ich Sie zu glauben, daß ich mit allen den Gefinnungen, welche Ihr Verdienst erheischt, bin Ihr sehr geneigter

Friedrich, Kronprinz.“

Ruppin, den 24. Mai 1740.

Eben so nachsichtig war der König in Beziehung auf die anderen Neigungen des Kronprinzen geworden. Früher hatte er ihm die französischen Bücher in das Feuer geworfen; jetzt ließ er es geschehen, daß in Rheinsberg französische Comédien, in denen Friedrich zuweilen selbst die Hauptrolle übernahm, gespielt wurden. In der Umgebung des Kronprinzen wurde nur französisch gesprochen, von ihm wurden nur französische Bücher gelesen, selbst die Prediger des Kronprinzen waren von

Leben

Das ist des Lebens Gestalt:

Ewig sich verändernd und trotzdem in Ruhe, denn es ruhet im Ursprung. —

Zu den Tiefen des Lebens gelangst du nur durch Erscheinung im Dasein. —

Es gibt keine Erlösung, die nicht in dir liegt. —

Wohl wechselnd ist das Bild, aber die Triebkräfte bleiben.

Das ist des Lebens Sinn:

In allem, was du tuest, das Beste wollen! —

Nie sollst du dein Ziel aus dem Auge verlieren! —

Gehorchen darfst du nur Einem! —

Das Irdische geht im Ewigen auf ohne Rest:

Es ist ja sein Träger! —

Vergiß nie, daß du auf Erden bist, ein Mensch zu sein!

Walter Sarge.

der französischen Kolonie in Berlin und mit dem berühmtesten, wichtigsten und geistreichsten Dichter Frankreichs, mit Voltaire, stand Friedrich in dem lebhaftesten Briefwechsel in Prosa und in Versen.

Wir erinnern uns auch noch, wie ungehalten der König darüber war, daß der Kronprinz zu weiter nichts als zu einem „Querpfießer“ taugte, und daß er ihm die Flöte im Gefängnisse wegnehmen ließ. Jetzt hatte Friedrich eine ausgezeichnete, vollständige Capelle bei sich. Capellmeister war der ältere, Concertmeister der jüngere Braun, welcher letztere sich durch mehrere Opern, besonders aber durch sein Oratorium „der Tod Jesu“ bis auf den heutigen Tag einen berühmten Namen erhalten hat. Auch Quanz, der früher einmal hinter den Ofenschirm flüchten mußte, sprach auf längere Zeit in Rheinsberg ein und unterrichtete den Kronprinzen im Flötenspielen und in der Composition. Franz und Georg Benda zeichneten sich als Violinspieler, Hoch als Violoncellist, Petrucci als Harfenist, Schaffrath als Clavierspieler, Horßky als Hornist aus; auch die übrigen Instrumente waren gut besetzt.

Von den glücklichen Tagen in Rheinsberg giebt Friedrich seinen entfernten Freunden — denn Freunde hatte er im edelsten Sinne des Wortes — getreulich Nachricht. An den sächsischen Gesandten am Hofe zu Petersburg, Herrn v. Sulin, der ihm Einiges aus Wolffs schwersten philosophischen Schriften aus dem Deutschen in's Französische überetzt hatte, schreibt er aus Ruppin den 15. August 1736: „Ich kehre nun in meine liebe Einsamkeit nach Rheinsberg zurück, wo ich mich ganz dem Studiren ergeben werde. Wolff wird, wie Sie leicht denken können, seinen Platz bei mir behaupten; dann kommt die Reihe an Herrn Rollin (einen französischen Geschichtschreiber) und die übrige Zeit weih' ich den Göttern der Ruhe und den Mufen. Greiffet (ein französischer Dichter) von dem Sie gehört, vielleicht auch Manches gelesen haben, kommt zu mir, mit ihm Jordan, Keyserling, Fouqué und der Major v. Stille. Welch ein würdiges Geschied muß uns trennen, geliebter Freund, und warum dürfen wir nicht in Rheinsberg unsere Tage im Schooße der Wahrheit und Unschuld miteinander verleben?“

Dort, unter dichtbelaubten Buchen
Lehrt Wolff im milden Frühlingschein
Den irren Geist die Wahrheit suchen,
Wie giftig auch die Frömmler schrein
Und unserm freien Streben fluchen.
Die Grazien und die Scherze wohnen
Auf diesem amuthreichen Land,
Doch sind, wo jene Huldgöttinnen wohnen,
Die andern Götter nicht verbannt.
Minerva wird und Mars begrüßt
Von unsrer Lyra Feiertklänge,
Bacchus mit festlichem Gesange,
Wenn schäumend unser Becher überfließt,
Und schweigend opfern wir in stillen Nächten,
Cithere, deinen Zaubermächten!

Das ist die Beichte, die ich Ihnen über das Leben ablege, welches wir in jenem glücklichen Aufenthalt fuhren, wo uns der Himmel noch lange Herberge geben möge.“

Von Friedrichs Erziehung

Das Schloß zu Rheinsberg bezog der Kronprinz mit seiner Gemahlin und seinem Hofstaat im Sommer 1736 und gab daselbst am 4. September ein dreitägiges Einweihungsfest, welchem der König und die Königin beiwohnten, wobei es nicht an Jagden, Vogelschießen, Fischerstechen und dergleichen Belustigungen im Geschmacke des Königs fehlte, welcher sich mit der ihm erwiesenen Aufmerksamkeit sehr zufrieden bezeugte und eine bedeutende Summe (angeblich 40 000 Thaler) zur Tilgung der Schulden, welche der Ausbau des Schlosses veranlaßt hatte, anweisen ließ.

Das alte, früher dem Oberlieutenant v. Beville zugehörnde, Schloß war gänzlich umgebaut, durch Seitenflügel vergrößert, mit Thürmen und Gallerien verziert worden. Im Innern hatte Friedrich die Räume so angeordnet, daß für Bequemlichkeit und Vergnügen aufs Beste gesorgt war. Die Zimmer seiner Gemahlin waren prächtig mit Stuckatur, Vergoldung und seidenen Tapeten geschmückt; einfacher waren die seinigen, sie waren blau und grün gemalt, mit Silberstreifen verziert. Er hatte seinem Wohnzimmer zunächst ein Zimmer zur Bibliothek, ein zweites zu physikalischen Instrumenten einrichten und auf dem Dache eine Sternwarte erbauen lassen. Zum Empfange der größeren Gesellschaft, zu den heitren Mittagstafeln, den Concerten und den französischen Comédien, in welchen Friedrich und seine Gemahlin selbst mitspielten, war ein prächtiger Saal angelegt worden. Die Wände waren mit Marmor verkleidet, große Spiegel in vergoldeten Rahmen zierten die Pfeiler und an der Decke, von welcher drei große, kristallene Kronleuchter herabhängen, sah man ein sinnreiches Gemälde von dem berühmten Maler Pesne, welches den Sieg Apollons und Auroras über die Nacht vorstellte. Damit es bei trübem und kaltem Wetter nicht an Gelegenheit zu angemessener Bewegung fehle, war auch für ein Billardzimmer gesorgt. Ueber dem neuerbauten Portale las man die Inschrift: *Friderico, tranquillitem colenti* (dem Ruhe pflegenden Friedrich). Die Lage des Schlosses an dem Grinericksee, aus welchem das Flüsschen Rhyn abfließt, ein Wald von Eichen und Buchen und ein schon vorhandener Garten begünstigten die Anlage eines Parks, in welchem schattige Gänge mit grünen Wiesenplätzen abwechselten.

Hier nun war es, wo Friedrich als Kronprinz die glücklichsten Tage seines Lebens zubrachte, in ungekrühter Heiterkeit, in frohem Genuße eines stillen Glückes, in Gesellschaft geistreicher Freunde nach seiner eigenen Wahl, und im besten Vernehmen mit seinem Vater, der ihn von jetzt an nie mehr in seinen Vergnügungen störte.

Friedrich erkannte dies mit dankbarem Herzen an; er machte dafür dem Vater die Freude, sein Regiment in schönster Ordnung zu halten, für große Flügelmänner zu sorgen, über erlegte Hirsche und Wildschweine fleißig zu rapportiren und die Tafel des Königs, der gern etwas Gutes aß, wenn es ihm nur nichts kostete, mit Mustern, Pasteten, Fasanen und fetten Kapauern zu versehen.

Friedrich Wilhelm I. hatte durch eine Cabinetsordre vom 8. Nov. 1723 dem berühmten Professor der Philosophie Wolff in Halle andeuten lassen: „binnen zweimal vierundzwanzig Stunden nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle übrigen königlichen Lande, bei Strafe des Stranges, zu räumen“, weil die Frömmler ihn angeklagt hatten, daß die Soldaten in seiner Lehre von der Vorherbestimmung eine Entschuldigung fänden, wenn sie davon ließen. Auch anderer, angeblich unchristlicher Lehren, klagten die Prediger und Professoren Franke und Lange ihren Collegen Wolff an, und da auch ein Paar Generale sich zu dem Glauben der Pietisten bekannten, wurde der König zu jenem harten Befehle veranlaßt. Der Kronprinz aber studirte mit dem größten Eifer in Rheinsberg die Werke des vertriebenen Philosophen und weit entfernt, daß ihm der König dies verboten hätte, schickte er vielmehr einen seiner gelehrten Hofnarren, den Professor Morgenstern, an Wolff nach Marburg, um ihn einzuladen, nach Preußen zurückzukehren, was dieser jedoch ablehnte. Friedrich durfte es jetzt wagen, den ihm von Wolff zugeeigneten ersten Theil seines Werkes über das Naturrecht anzunehmen und ihm dafür in Worten zu danken, wie sie wohl niemals wieder von einem Fürsten an einen Philosophen geschrieben worden sind:

„Mein Herr!

Ein jedes denkende Wesen, ein Jeder, der die Wahrheit liebt, muß an dem neuen Werke Antheil nehmen, welches Sie so eben erscheinen lassen; allein jeder rechtschaffene Mann, jeder gute Bürger muß es als einen Schatz ansehen, mit welchem Ihre Freigebigkeit die Welt beschenkt und welchen Ihr Scharfsinn gehoben hat. Um so dankbarer bin ich dafür, daß Sie mir dasselbe gewidmet haben. Den Philosophen steht es zu, die Welt zu unterrichten und die Lehrmeister der Fürsten zu sein. Sie müssen folgerecht denken, wir folgerecht handeln, sie müssen die Welt durch Gedanken, wir durch Beispiel unterrichten; sie müssen entdecken, wir ausführen. — Schon seit längerer Zeit lese und studire ich Ihre Werke